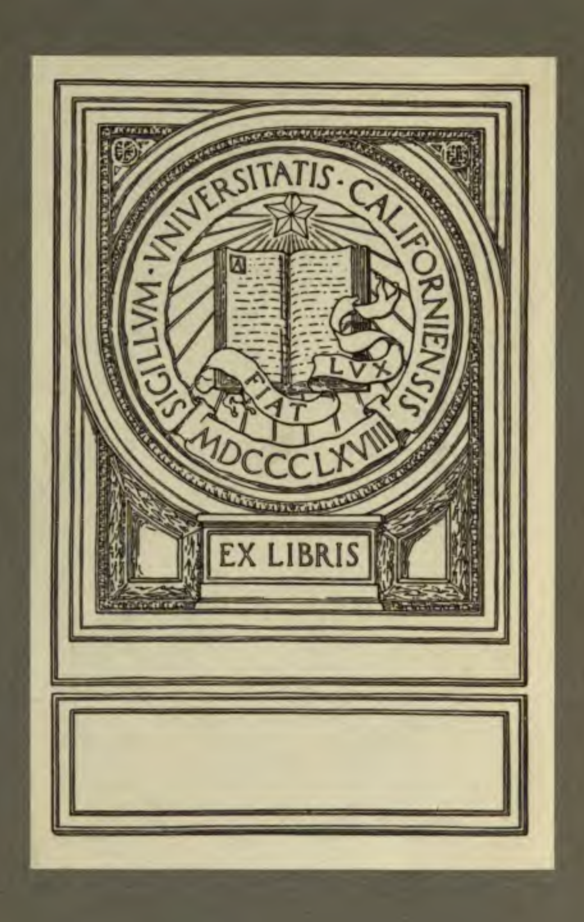
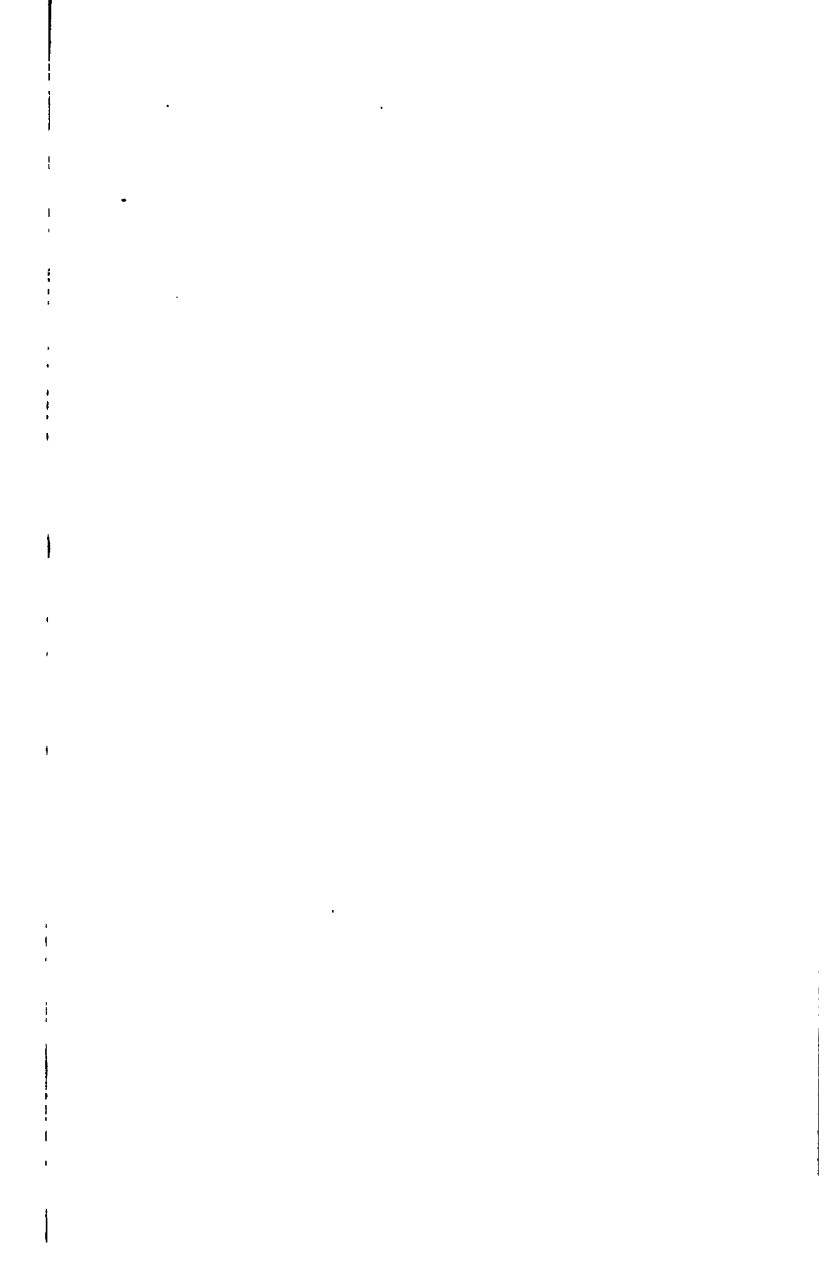
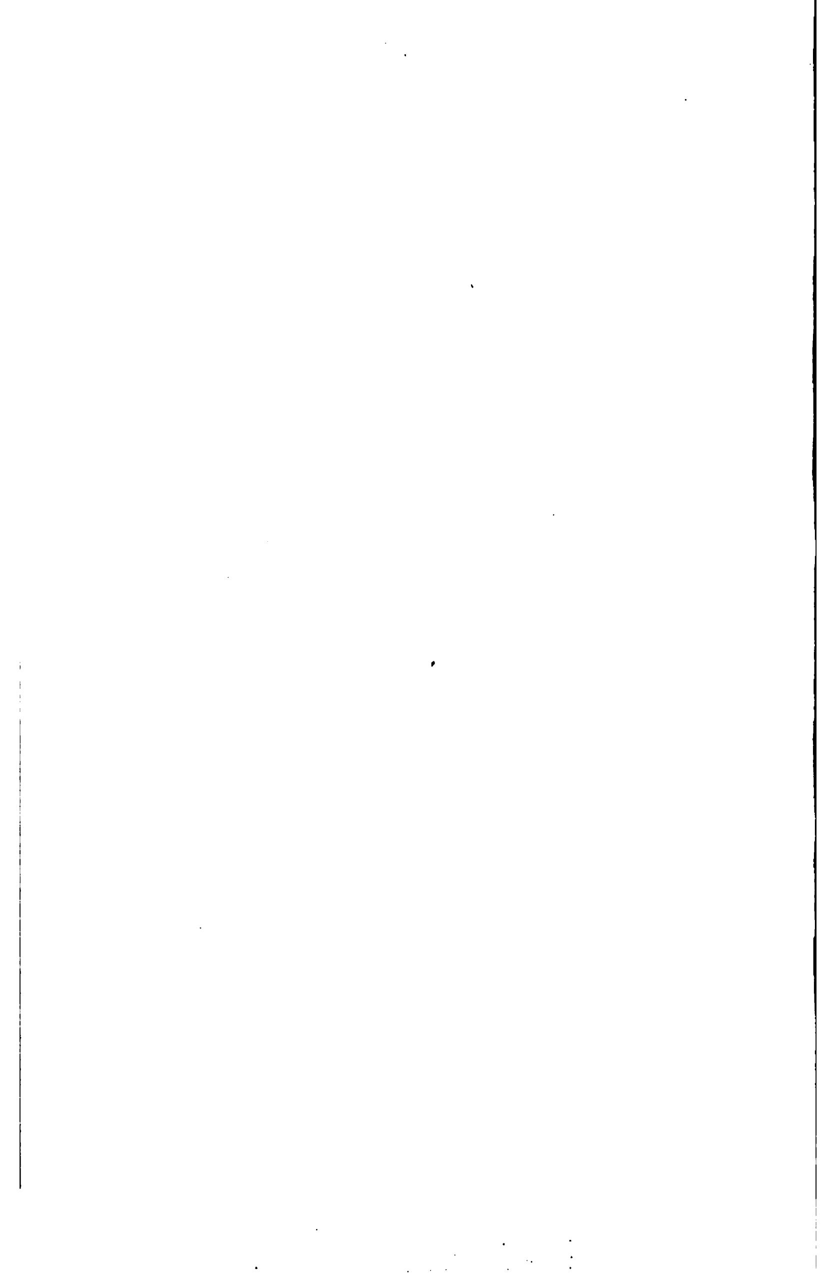








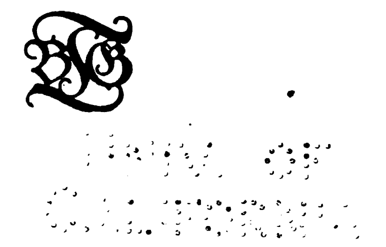
Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

2. Bändchen

Soziale Bewegungen und Theorien
bis zur modernen Arbeiterbewegung

Von
Gustav Maier

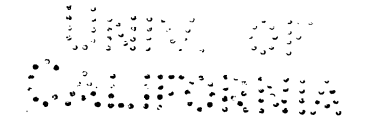
Siebente Auflage
33.—37. Tausend



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919

Druck von B. G. Teubner, Dresden

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Die nachfolgenden Darstellungen verfolgen den Zweck, in die wirtschaftlichen Zustände, Gedanken und Entwicklungen vergangener Zeiten einzuführen und damit dem Verständnis für die Strömungen der Gegenwart zu dienen. Im Geiste des literarischen Unternehmens, dessen Glied sie bilden, wollen sie ihr Ziel auf dem Umwege erreichen, daß sie ohne Aufwand von Gelehrsamkeit und ohne Voraussetzung einer Fachbildung mitten ins volle Leben und Denken hineingreifen, getreu dem Dichterwort von der „grauen Theorie", dessen Wahrheit uns von der Erfahrung bestätigt wird.

Wäre es gewiß mißlich, wenn jeder Laie eine Dampfmaschine herzustellen sich vermessen wollte, so ist es ein Bedürfnis der modernen Bildung wie der allgemeinen Wohlfahrt, daß jeder einen Begriff habe von ihrem Bau und von den ihrer Wirksamkeit zugrunde liegenden Gesetzen. Die Gesetze der Schwerkraft und der Bewegung der Himmelskörper mögen uns unbekannt und unverständlich sein, doch ist ein gewisses Maß von Himmelskunde für uns notwendig, wollen wir uns nur mit dem täglichen Leben auseinandersetzen. — Um wieviel dringlicher noch ist für jedermann, zumal in unserer Zeit, ein weitgehendes Verständnis für die verwickelten wirtschaftlichen Beziehungen, welche Menschen und Völker untereinander verbinden und die Voraussetzung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt sind!

Der Erkenntnis dieser Beziehungen dient die Wissenschaft der Nationalökonomie: sie umfaßt die der Gesamtwirtschaft eines Volkes zugrunde liegenden Gesetze. Diese nun stehen in engster Wechselwirkung mit dem gesamten Staatsleben, weshalb Engländer und Franzosen die Volkswirtschaftslehre richtiger „politische Ökonomie" nennen. So anziehend ihr Gegenstand in der Vielgestaltigkeit des Lebens an sich ist, so muß doch diese Wissenschaft dem Neuling schwer und trocken erscheinen, weil sie sich zunächst zu befassen hat mit der rein gedankenmäßigen Feststellung von Begriffen, wie z. B. Wert, Preis, Arbeit, Kapital, Tausch, Geld, Lohn usw. So schreckt uns leicht das theoretische Studium ab, zum Schaden der reichen Anregungen, die wir daraus gewinnen könnten.

Die fast vollständige Vernachlässigung wirtschaftlicher Fragen in der Schule führt uns zu einem gedankenlosen Hinnehmen des einmal Bestehenden. Die Lasten und Sorgen des persönlichen Lebens trüben uns allzuoft den Blick für unsere Abhängigkeit von den Zuständen der Gesamtheit, und die Erkenntnis ihrer ausschlaggebenden Bedeutung wird durch die natürliche Selbstsucht und Eigenliebe gehemmt. Dazu kommt, daß die Wissenschaft, um die es sich hier handelt, noch in ihrer Jugend steht: sie ist kaum mehr als 100 Jahre alt. Zwar haben sich schon die Denker des grauen Altertums mit wirtschaftlichen Fragen ernst beschäftigt, aber sie sind über die Kritik und die Aufstellung von Systemen wohl niemals hinausgekommen. Nach dem Untergang der antiken Kultur begrub die aufsteigende Kirchenmacht in unserem westlichen Kulturgebiete alles, was Wissenschaft hieß, in den Zellen der Klöster, und den beschaulichen Mönchen fehlte meistens der Antrieb, sich mit so weltlichen Dingen zu befassen, zumal die Kirche als Mittelpunkt aller Kultur einen Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte beförderte.[1]) Die große Auferstehungsperiode, die man die Renaissance nennt, beschränkte sich im wesentlichen auf den künstlerischen, philosophischen und etwa noch den rein politischen Gedankenkreis.

Die gleichzeitig auftretende religiöse Bewegung, die Reformation, blieb infolge ihres vorwiegend religiös-politischen Charakters in den wirtschaftlichen Anschauungen der Römischen Kirche stecken: die Weisheit der Obrigkeit, die Armenpflege und die Schädlichkeit des Wuchers sind ihre höchsten nationalökonomischen Gedanken. — Erst am Wendepunkte des Mittelalters, als infolge der Entdeckung Amerikas die Handelsbeziehungen sich erweiterten und mächtige Umwälzungen im täglichen Leben sich offenbarten, fing man an, sich eingehender mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen. Aber sie traten damit noch keineswegs in den Vordergrund des öffentlichen Interesses, sie blieben noch durch Jahrhunderte den Staatsmännern überlassen und galten als Bestandteil der Staatswissenschaft unter dem Namen der Cameralia. Als Wissenschaft im strengen Sinne sind auch diese Anfänge nicht zu

1) Die Bedeutung des Mittelalters in wirtschaftsgeschichtlicher Beziehung soll damit keineswegs verkleinert werden. Allein sie besteht wohl gerade darin, daß es im Mittelalter zwar viel „soziale Praxis", aber wenig „ökonomische Wissenschaft" gab, und sie fällt daher nicht in den Rahmen dieses Buches. Immerhin finden sich am Ende dieses Kapitels einige Literaturangaben zum Selbststudium.

bezeichnen, vielmehr als ein meist unsystematisches Tasten nach Maßregeln, die den absoluten Herrschern jener Tage den größtmöglichen Vorteil bringen sollten. Man fühlte dunkel und unbestimmt die Strömungen eines sich umbildenden Wirtschaftslebens, und man sann darüber nach, wie man sie ausnützen könne, um die Völker reicher, d. h. steuerfähiger, und stärker, d. h. kriegstüchtiger zu machen. Immerhin ist aus dieser an der Pforte der Neuzeit stehenden sog. Kameralwissenschaft die Nationalökonomie hervorgewachsen, ähnlich wie aus der unwissenschaftlichen, oft schädlichen Beschäftigung mit Alchimie und Astrologie die Wissenschaften der Chemie und Astronomie entstanden sind.

Als im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zur Entdeckung neuer Erdteile und zu den Anfängen eines Welthandels noch die technischen Erfindungen hinzutraten, eine selbständige Großindustrie entstand, das Kapital sich mächtig entwickelte und immer größere Menschenmassen in seinen Dienst zwang, als so die gewerblichen Organisationen des Mittelalters gewaltsam durchbrochen wurden, als am Vorabend der großen französischen Revolution die philosophische und religiöse Aufklärung dem Denken auf allen Gebieten eine freiere Richtung gegeben hatte, da erst begannen die ernsthaften Versuche, auch das menschliche Gemeinschaftsleben wissenschaftlich zu ergründen.

Jene gewaltigen Wandlungen und die in ihrem Gefolge auftretenden Erscheinungen mußten von selbst zu einer tiefergehenden Betrachtung der menschlichen Gemeinschaft anleiten, welche durch die bisherige Auffassung des Menschen als eines über die Gesetze der Natur erhabenen Wesens verhindert worden war; mit der Erleichterung und Ausdehnung des Verkehrs wurde die Möglichkeit einer weiteren Übersicht der sozialen Zustände gewonnen. So drängte sich auch hier die wissenschaftliche Methode auf: mehr und mehr trachtete man, den zahlenmäßigen Überblick zu gewinnen, und so entstand die Statistik. Erst mit der feineren Ausgestaltung ihrer Hilfsmittel wurde es erreichbar, die verwickelten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft immer klarer zu erkennen: die Zusammensetzung der Bevölkerung und deren Veränderungen, die wirtschaftliche, soziale und sittliche Lage der einzelnen Bevölkerungsschichten, ihre Lebenshaltung, die Verteilung des Besitzes, die Wirkungen der staatlichen Maßnahmen auf das Wirtschaftsleben, auf Produktion und Konsumtion usw. Immer mehr sah man jetzt, wie gleichbleibende Ursachen auch gleichbleibende Wirkungen zeitigen müssen. Man schritt vor zur Ergründung der Ursachen und zur Erforschung der

den Wirkungen zugrunde liegenden Gesetze, und endlich fing man an, nach Mitteln zur Verbesserung der als schädlich erkannten Zustände zu suchen. An diesem Punkte berührt sich dann die Nationalökonomie mit der Sozialpolitik, mit der Betrachtung jener Mißstände, deren Gesamtheit man gemeinhin unter dem Namen der „sozialen Frage" begreift: man erörtert mit praktischem Endziel die beste und gerechteste Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens.

Hatte man aber vordem die Eigenschaft des Menschen als eines Naturwesens gänzlich außer acht gelassen, so mußte jetzt durch die so plötzlich erkannten wunderbaren Regelmäßigkeiten des wirtschaftlichen Lebens die Würdigung der geistigen Einwirkungen mehr in den Hintergrund gedrängt werden; man wurde leicht zu dem Glauben geführt, das ganze menschliche Gesamtleben (das, was man die Geschichte nennt) müsse sich vorwärts und rückwärts berechnen lassen, wenn man nur die wirtschaftlichen Zustände genau kenne. So geriet man in die Gefahr der entgegengesetzten Einseitigkeit. Denn wie der einzelne Mensch durch die gleichzeitige und wechselweise Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Tätigkeit vorwärtsgebracht wird, so vollziehen sich auch die Strömungen in der Gesamtheit durch die Verbindung äußerer und innerer Wirkungen, und diese letzteren, die geistigen, offenbaren sich immer zuerst durch einzelne hervorragende Menschen. So verlangten auch auf wirtschaftlichem Gebiete die technischen Umwälzungen der Produktion und die Entstehung einer proletarischen Arbeiterklasse aus sich selbst heraus nach Reformen und Neugestaltungen, aber ohne das geistige Schaffen von Männern wie Adam Smith, Ricardo, Malthus, St. Simon, Lassalle, Marx und vielen anderen hätte sich die Bewegung sicherlich langsamer vollzogen und in anderen Formen. Demgemäß werden sich die folgenden Betrachtungen sowohl mit den tatsächlichen Zuständen verschiedener Zeiten und Völker als mit den Gedankengängen hervorragender Führer, Schriftsteller und Staatsmänner und mit den durch beide Faktoren hervorgerufenen Bewegungen beschäftigen.

Zwei Richtungen befehden sich ständig in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit: die höchste Wohlfahrt der Gemeinschaft und die größtmögliche Unabhängigkeit des einzelnen. — Die Natur hat jedem Wesen den Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt, der sich in dem Streben nach Freiheit, Unabhängigkeit und Glück äußert. Auf seinem Wege findet der Mensch andere seinesgleichen, die ihm zur Er-

reichung des Zieles hinderlich oder förderlich erscheinen: er wird suchen, die schädlichen zu überwinden oder zu beseitigen, die fördernden seinen Zwecken dienstbar zu machen. Je mehr aber die Teilung der Arbeit fortschreitet, je mehr die Kultur steigt und der Natur ihre Kräfte und Produkte abzuringen sucht, desto mehr empfinden die Menschen auch die Vorteile der wechselseitigen Unterstützung und geraten so zum gemeinsamen Nutzen in immer größere gegenseitige Abhängigkeit. Sie ordnen sich Gemeinschaften unter: der Familie, dem Stamme, der Gemeinde, dem Staate. Aber an der Spitze dieser Gemeinschaften stehen wiederum Menschen, die den natürlichen Trieb haben, deren Glieder zu ihrem persönlichen Vorteil zu unterdrücken und auszubeuten. Und hier liegen die Ursachen all des unsäglichen Elends, das uns in ständigem Kriege und ewiger Bedrückung von der Geschichte der Menschheit aufgezeigt wird; hier liegt auch der Grund unserer heutigen „sozialen Frage". Denn zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen steckt unter dem Mantel politischer und selbst religiöser Herrschaft das Werkzeug wirtschaftlicher Bereicherung, die auch die geistige Beraubung mit sich bringt. So handelt es sich auch bei der sozialen Frage unserer Tage nicht allein um materielle Werte, um die gerechte Verteilung des Arbeitsertrags u. dgl., sondern ebensosehr um den Anteil am Besitz der höchsten Kulturgüter: Wissen und Bildung, Wissenschaft und Kunst.

Wer da immer von dem wahrhaft religiösen Glauben an die steigende Vervollkommnung unseres Geschlechtes erfüllt ist, der muß hoffen, daß wir durch alle Irrwege hindurch in unablässigem Ringen jenem Schnittpunkte doch immer näher rücken, in dem das Wohlergehen der Gesamtheit auch mit dem Glücke und der Freiheit des einzelnen zusammenfällt.

Allein wir sollen nicht nur hoffen, wir haben, jeder an seiner Stelle, die Pflicht, zur Erreichung dieses Zieles mittätig zu sein. — Dazu bedürfen wir des guten Willens, aber wir können das Wissen nicht entbehren, und die Geschichte ist unsere beste Lehrmeisterin. Wir müssen die sozialen Ordnungen vergangener Zeiten kennen lernen, dann finden wir, daß sie alle bei geringerer oder größerer Vollkommenheit das Merkmal der Herrschaft einzelner oder weniger über die große Mehrheit tragen, mit allen jenen Begleiterscheinungen der Verderbnis für die Herrschenden wie für die Beherrschten. Schon im frühen Altertum hat man die Ursache dieser Erscheinung im Privateigentum gesucht,

System überwunden und ersetzt werden müsse. Dagegen sind die Vertreter der gegenwärtigen Ordnung der Ansicht, daß eine durchaus sozialistische Gestaltung der Produktion den Fortschritt unterbinden würde. — In der Tat müßte eine zu weitgehende, unserer Vergangenheit widersprechende Gleichmachung in der Lebenshaltung und vornehmlich in der Erziehung uns vielleicht in den allgemeinen relativen Glückszustand der Chinesen, aber auch in deren Kulturstillstand zurückwerfen. Denn im Gegensatz zu der unsrigen hat die Kultur des fernen Ostens seit Jahrtausenden sich aufgebaut und erhalten auf einer tiefgehenden Gleichartigkeit der Menschen in Denken, Fühlen und Leben, einem Zustand, auf den wir ja mit nicht immer ganz gerechtfertigter Verachtung herabzusehen pflegen.

Diesen Befürchtungen entstammt nun eine andere Richtung des modernen sozialen Denkens, die des sog. wissenschaftlichen A n a r c h i s m u s. Dessen Gedankenkreis ist den meisten Mißverständnissen darum ausgesetzt, weil ein Teil seiner Träger einer sittlich verwerflichen Propaganda huldigt. Im letzten Grunde aber stellt der Anarchismus nichts anderes dar als eine frühzeitige Reaktion gegen die Gefahren eines allzusehr gleichmachenden und die individuelle Freiheit unterdrückenden Sozialismus. Die anarchistische Lehre erstrebt das soziale Ideal auf dem Wege der unbeschränkten persönlichen Freiheit, in der Verwerfung jeder Einmischung und Bevormundung durch den Staat, ja, in der endlichen Abschaffung des Staates selbst, im freiwilligen Zusammenschluß durch die einzige Macht der freien Überzeugung. Praktisch erscheint der Anarchismus bedeutsam durch die logischerweise von ihm angestrebte genossenschaftliche Organisation des wirtschaftlichen Lebens. Aber er setzt in seiner Theorie ein noch viel höheres, in absehbarer Zeit kaum erreichbares Ideal der Einzelbildung voraus, als schon der Sozialismus. Doch kann er sich dabei immerhin auf die Macht der Sitte und der Gewohnheit berufen, die ja in der Tat durch jahrtausendelange Einwirkung überall die Menschen, oft sogar im Gegensatz zur Natur, für die zwanglose Übung des als richtig Erkannten erzogen hat.

Jede solche prinzipielle Richtung wird einseitig, muß es werden, weil sie genötigt ist, ihre Folgerungen und Forderungen auf die Spitze zu treiben. Aber die Spuren jeder Richtung vermögen wir unschwer auch im wirklichen Leben aufzufinden, oftmals da, wo wir sie am wenigsten vermuten: wir begegnen dem sozialistischen Gedankenkreise

in dem fortschreitenden deutschen Staatssozialismus, und wir werden an die anarchistischen Theorien erinnert durch den jeder staatlichen Einmischung aufs äußerste widerstrebenden englischen Geist. So haben wir denn alle Ursache, uns mit den grundsätzlichen Strömungen recht nahe vertraut zu machen, zumal im Gegensatz zu einer noch nahen Vergangenheit diese Fragen aufgehört haben, rein gedankliche Spekulationen zu sein, vielmehr unter dem Drucke veränderter Verhältnisse in die erste Reihe der praktischen Betätigung und der politischen Erwägungen eingetreten sind. Dazu sollen die nachfolgenden gedrängten Schilderungen weniger eine Anleitung als eine Anregung bieten.[1])

Der Begriff, den wir uns nach unseren mangelhaften geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Kenntnissen von dem Entwicklungsgange der Menschen zu machen pflegen, ist sicherlich ein allzu einfacher. Wir stellen uns vor, daß die Menschen ursprünglich, je nach der Lage ihrer Wohnsitze, Jäger, Fischer, dann viehzüchtende Nomaden sind; allmählich machen sie sich ansässig und treiben Ackerbau und Viehzucht, zunächst Gemeinwirtschaft. Auf einer höheren Stufe entwickelt sich das Privateigentum an Grund und Boden. — In den Urzeiten herrscht die reine Naturalwirtschaft, d. h. ein jeder erzeugt alles das, was er braucht; sodann tritt ein direkter beschränkter Tauschverkehr ein: man erwirbt das etwa Fehlende vom Überfluß des Nachbars. Die Erkenntnis von der Nützlichkeit der Arbeitsteilung dämmert auf, es entstehen die verschiedenen Gewerbe. Die Notwendigkeit einer sicheren und bequemeren Ausgleichung führt zur Erfindung der Tauschmittel; als solche dienen: zunächst das Vieh, dann leichter zu handhabende Gegenstände, wie Muscheln, Salz, Eisenstücke usw. Endlich gelangt man zur ausschließlichen Verwendung von Edelmetallen, zuerst in der Form von Stangen, Barren und Ringen, dann in der Gestalt der geprägten Münze: das moderne „Geld“ hält seinen Einzug in den Wirtschaftsprozeß. Die Möglichkeit, dieses ohne Gefahr der Verderbnis anzusammeln, in Verbindung mit dem privaten Grundbesitz, eröffnet den

---

1) Mit der Auswahl der Themata (so getroffen, um daran die verschiedenen Fragen veranschaulichen zu können) soll keineswegs gesagt sein, daß der Verfasser etwa in den Staatsromanen des Plato und Morus, in der Gracchischen Bewegung und den Bauernkriegen, den Theorien von Law und Proudhon usw. die wichtigsten Erscheinungen der Wirtschaftsgeschichte erblicke.

Weg zur Bereicherung einzelner, Stärkerer oder Geschickterer: das „Kapital" erscheint auf der Bildfläche. Die ursprüngliche Gleichheit des Besitzes schwindet, der Schwächere und Ärmere sieht sich genötigt, für den Reicheren zu arbeiten. Dies geschieht in der barbarischen Form der Sklaverei, des uneingeschränkten Besitzes des Menschen an Menschen, deren unzureichende Menge durch Kriege und Raubzüge ergänzt wird; dieser folgt die mildere Form der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, bei der der Untergebene nur noch an den Grund und Boden gebunden, in seiner Berufswahl beschränkt ist und seinem Herrn Frondienste leisten muß. Dann kommt die „menschenfreundliche" Neuzeit, schafft die rechtliche Abhängigkeit ab und macht wieder alle zu gleichberechtigten, freien Bürgern. Gleichzeitig schwindet mehr und mehr die einfache, gesonderte Art der Tätigkeit, bei der jeder nur für sich selbst oder seinen allerengsten Kreis zu sorgen hatte; fortschreitend teilt sich die Arbeit, neue Gewerbe entstehen und ein besonderer, den Austausch vermittelnder Handel. Immer vielgestaltiger werden die Beziehungen, bis endlich Maschinentechnik, Großindustrie und Weltverkehr auftreten; damit wird die ganze Gesellschaft von Grund aus umgestaltet, das Kapital zur ausschlaggebenden Macht erhoben, und die große Masse gerät wiederum in eine neue Form der Abhängigkeit. — Die Annahme eines solchen stufenweisen Entwicklungsganges ist allen Systemen gemeinsam; der Unterschied zwischen den zwei großen Richtungen des Individualismus und des Sozialismus liegt nur darin, daß die letztere im heutigen Zustande wieder nur eine Übergangsform sieht, während die erstere diesen an sich, ohne seine Mängel zu leugnen, als höchste erreichbare Stufe wirtschaftlicher Entwicklung betrachtet wissen will. Der Gesamteindruck des landläufigen wirtschaftlichen Wissens aber bleibt gemeinhin: „wie wir's so herrlich weit gebracht!"

In unserem begrenzten Kulturkreise mag sich ja die Entwicklung in einer derartigen Weise vollzogen haben, immerhin besitzen wir über die Urzeiten wenig beglaubigte Nachrichten. Dagegen ist es nicht berechtigt, diesen Kulturgang als einen allgemeinen anzunehmen, und noch viel weniger, die von uns erreichte Kulturstufe als die denkbar höchste anzusehen. Denn innerhalb der uns geschichtlich bekannten Zeitspanne bewegt sich die Menschheit auf und nieder in ständigem Entstehen und Vergehen, und wir begegnen den gleichen Erscheinungen und Wandlungen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Doch braucht uns die Erkenntnis dieses „Auf und Nieder" nicht zu entmutigen, denn aus allen den sich wiederholenden Irrgängen ergibt sich doch ein langsamer, wenn auch fast unmerklicher Fortschritt. So schlagen unablässig und millionenfach die Wellen an den Strand, ohne daß wir eine Veränderung wahrnehmen, aber nach Jahrtausenden offenbart sich dem Forscher, daß Land oder Meer vorgeschritten ist. — Solche Erkenntnis ist geeignet, uns einsichtiger, vor allem bescheidener zu machen, darum ist sie eine der wesentlichsten Bedingungen des wirklichen Fortschrittes.

Zur allgemeinen Literatur der Nationalökonomie.

Bücher, Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 8. u. 9. Aufl. Tübingen 1913.

Conrad, Elster, Lexis usw., Handwörterbuch d. Staatswissensch. 3., gänzl. umgearb. Aufl. 8 Bde. 1909—1911.

Schönberg, Gust., Handbuch der politischen Ökonomie. 3. Aufl. Tübingen 1908.

Herkner, H., Die Arbeiterfrage. Berlin 1901—13.

Roscher, Wilh., System der Volkswirtschaft. 5 Bde. Stuttgart 1913.

Schaeffle, A., Bau u. Leben d. sozial. Körp. 2 Bde. 2. Aufl. Tübingen 1896.

Schmoller, Gust., Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre. 2 Bde. Leipzig. Bd. I (2. Aufl.) 1908, Bd. II 1904.

Oncken, Wilh., Geschichte der Nationalökonomie. Bd. 1. Leipzig 1902.

Adler, Geo., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. Leipzig 1899.

Lamprecht, K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Leipzig 1886.

Janssen, Johann, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 8 Bde. (13.—20. Aufl.) Freiburg 1903—1915.

Roscher, W., Geschichte der deutschen Nationalökonomik. Stuttgart 1874.

Geleßnoff, Grundriß der Volkswirtschaftslehre, deutsch von Altschul. Leipzig 1918.

Lexis, W., Allgem. Volkswirtschaftslehre. 2. Aufl. Leipzig 1913.

Mayr, G. v., Statistik u. Gesellschaftslehre. 2. Aufl. 1. Bd. Tübingen 1914.

Erstes Kapitel.

Orientalische Kulturvölker.

Ägypter, Babylonier, Assyrer usw. — Juden und Erste Christen. — Chinesen. — Japaner.

Nichts vermag uns in der unbefangenen Betrachtung der Gegenwart mehr zu bestärken als ein Blick in die Geschichte des sog. Altertums, das doch in Wahrheit nichts anderes ist als ein Abschnitt der allerneuesten Kulturperiode unseres Geschlechtes. Denn von den Mil-

lionen Generationen, die seit der Erhebung aus dem tierischen Zustand über die Erde gegangen sein müssen, haben wir geschichtliche Nachrichten über kaum mehr als — hundert.

Unsere ältesten Nachrichten beziehen sich auf Ägypten und Babylonien; die ersteren sind uns auf Denkmälern und in Gräbern erhalten, die letzteren gehen hervor aus Dokumenten, die man aus dem Schutte der alten Weltstadt Babylon ausgräbt, kleinen mit Keilschrift gravierten Kieselsteinen. Da und dort reden gewaltige Bautenreste zu uns und beweisen augenfällig, daß das „hunderttorige" Theben, Memphis und Babylon Weltstädte waren, die hinter unseren heutigen keineswegs zurückstanden. Babylon bedeckte einen Flächenraum von etwa 500 qkm, etwa $1^1/_2$ mal so groß als das heutige London mit allen seinen Vorstädten; die Längenausdehnung des im schmalen Niltale eingebetteten Memphis betrug 30 km, und neben der Stadt der Lebenden zog sich in der Wüste eine Totenstadt von gleicher Ausdehnung hin. Babylon hatte vor fast 3000 Jahren seinen Tunnel unter dem Euphrat, von dessen Wellen es mit Hilfe von Kunstbauten ganz umflossen war; Theben war auf ungeheuren Mauern errichtet, so daß die Stadt beim Steigen des Nils auf einer Insel stand; um Memphis zu bauen, verlegte Menes um das Jahr 3200 v. Chr. das ganze Bett des Nils auf die östliche Seite des Tales — eines Stromes, der dort 2 km breit, im Winter 10—14 m tief ist und meist Ufer hat von 20—30 m Höhe. Durch das Dasein solcher Riesenstädte, deren Volkszahl in die Millionen gegangen sein muß, wird an sich schon das Bestehen einer sehr hohen Kultur bewiesen, einer weitgehenden Arbeitsteilung in Gewerbe und Verkehr, da eine auf niederer Stufe stehende, etwa vorzugsweise Ackerbau treibende Bevölkerung niemals solcher Mittelpunkte bedarf. Tatsächlich entfaltete dort schon die Technik, auf die wir uns in der Gegenwart so viel zugute tun, die allerhöchsten Leistungen; dies beweisen nicht nur die gewiß zum Teil sagenhaften Berichte von den hängenden Gärten und den kolossalen Brückenbauten der Semiramis, sondern die augenscheinlichen Tatsachen: daß 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung das moderne „Weltwunder" unseres Suezkanals bereits von ägyptischen Königen hergestellt, im 6. Jahrhundert v. Chr. von dem Perserkönig Darius erneuert und zur Durchfahrt vom Mittel- zum Roten Meer benützt wurde; daß die Pharaonen die großartigsten Kunstbauten anlegten, um den machtvollen Nilstrom zu regulieren und dadurch das regenlose Land jahraus jahrein zu bewässern;

Doch braucht uns die Erkenntnis dieses „Auf und Nieder" nicht zu entmutigen, denn aus allen den sich wiederholenden Irrgängen ergibt sich doch ein langsamer, wenn auch fast unmerklicher Fortschritt. So schlagen unablässig und millionenfach die Wellen an den Strand, ohne daß wir eine Veränderung wahrnehmen, aber nach Jahrtausenden offenbart sich dem Forscher, daß Land oder Meer vorgeschritten ist. — Solche Erkenntnis ist geeignet, uns einsichtiger, vor allem bescheidener zu machen, darum ist sie eine der wesentlichsten Bedingungen des wirklichen Fortschrittes.

Zur allgemeinen Literatur der Nationalökonomie.

Bücher, Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 8. u. 9. Aufl. Tübingen 1913.

Conrad, Elster, Lexis usw., Handwörterbuch d. Staatswissensch. 3., gänzl. umgearb. Aufl. 8 Bde. 1909—1911.

Schönberg, Gust., Handbuch der politischen Ökonomie. 3. Aufl. Tübingen 1908.

Herkner, H., Die Arbeiterfrage. Berlin 1901—13.

Roscher, Wilh., System der Volkswirtschaft. 5 Bde. Stuttgart 1913.

Schaeffle, A., Bau u. Leben d. sozial. Körp. 2 Bde. 2. Aufl. Tübingen 1896.

Schmoller, Gust., Grundriß der allg. Volkswirtschaftslehre. 2 Bde. Leipzig. Bd. I (2. Aufl.) 1908, Bd. II 1904.

Oncken, Wilh., Geschichte der Nationalökonomie. Bd. 1. Leipzig 1902.

Adler, Geo., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. Leipzig 1899.

Lamprecht, K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Leipzig 1886.

Janssen, Johann, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 8 Bde. (13.—20. Aufl.) Freiburg 1903—1915.

Roscher, W., Geschichte der deutschen Nationalökonomik. Stuttgart 1874.

Geleßnoff, Grundriß der Volkswirtschaftslehre, deutsch von Altschul. Leipzig 1918.

Lexis, W., Allgem. Volkswirtschaftslehre. 2. Aufl. Leipzig 1913.

Mayr, G. v., Statistik u. Gesellschaftslehre. 2. Aufl. 1. Bd. Tübingen 1914.

Erstes Kapitel.

Orientalische Kulturvölker.

Ägypter, Babylonier, Assyrer usw. — Juden und Erste Christen. — Chinesen. — Japaner.

Nichts vermag uns in der unbefangenen Betrachtung der Gegenwart mehr zu bestärken als ein Blick in die Geschichte des sog. Altertums, das doch in Wahrheit nichts anderes ist als ein Abschnitt der allerneuesten Kulturperiode unseres Geschlechtes. Denn von den Mil-

großen und ganzen die Geldwirtschaft wenig entwickelt, und die auf die Dauer jede Kultur vernichtende übermäßige Bereicherung einzelner ging meistens aus dem Grundbesitz hervor. Aber auch damals hat man schon die Notwendigkeit empfunden, Maßregeln zur Verhütung und Ausgleichung dieser Mißstände zu ersinnen. Ein eigentümliches Beispiel solcher Art liegt vor uns in der mosaischen Gesetzgebung, wie sie im 25. Kapitel des dritten Buches Mosis niedergelegt ist. Hier ist bereits in einer gewissen Umschreibung der sozialistische Grundsatz ausgesprochen: „Das Land ist mein (Jehova), und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir!“ Demgemäß sollen im sog. Jubeljahre, jeweils nach siebenmal sieben Jahren, also im fünfzigsten, alle inzwischen entstandenen Schuldverhältnisse hinfällig werden, alle verkauften Häuser und Grundstücke ohne Entschädigung in das Eigentum des früheren Besitzers wieder zurückkehren, und alle diejenigen Volksgenossen (auf „Fremdlinge“ fand auch hier das Gesetz keine Anwendung), die sich in der Zwischenzeit in Schuldknechtschaft verkauft hatten, wurden wieder frei. — Die Gelehrten streiten darüber, ob diese Gesetze je zur vollen Durchführung gelangt seien; jedenfalls aber sind sie an und für sich schon ein überaus wertvolles Zeugnis für die sozialen Anschauungen einer so frühen Zeit. Praktisch scheinen sie denn auch ihren Zweck nicht erreicht zu haben, denn schon im 8. Jahrhundert v. Chr. klagt der Prophet Amos: „daß sie die Gerechten um Geld und die Armen um ein Paar Schuhe verkaufen“, und 100 Jahre später faßt Jesaias das blöde Wohlleben von damals in die Worte zusammen: „Lasset uns essen und trinken, wir sterben doch morgen!“ — Jene Gesetze konnten wohl auch den angestrebten Zweck nicht erfüllen, weil (abgesehen von der persönlichen Schuldknechtschaft) die Ausgleichung sich im teuren Kredit und auf Umwegen vollzogen hätte, wie dies gegenüber dem kirchlichen Zinsverbot unseres Mittelalters der Fall gewesen ist.[1])

Diese ganze Gesetzgebung hängt aber aufs innigste zusammen mit der eigenartigen Auffassung des Eigentumsbegriffes, wie sie im

1) Schon die mosaische Gesetzgebung sieht voraus, daß hierdurch die Käufe lediglich in langjährige feste Mieten verwandelt worden wären, wie ja auch z. B. in den modernen englischen Großstädten die 50- oder 100jährige Miete von Grund und Boden an die Stelle des Kaufes getreten ist; nach Ablauf der vertragsmäßigen Frist fällt dann der ganze Besitz mit allen darauf errichteten Gebäuden usw. ohne Entschädigung wieder dem Grundeigentümer zu. Diese Einrichtung bewirkt, daß man im 49. oder 99. Jahre das betreffende Besitztum um den Preis einer einzelnen Jahresmiete kaufen kann.

Orient im Gegensatz zum Westen bestand und noch heute besteht. Eine freigebigere Natur gewährt dort dem anspruchsloseren Menschen leichter den Lebensbedarf und zwingt ihn daher in weit geringerem Maße zur erwerbenden Arbeit. Daraus mußte, besonders bei tieferen Naturen, jene Unterschätzung der Arbeit und des Besitzes entstehen, die uns so augenfällig in der Lehre Jesu entgegentritt, und die denn auch bei den ersten seiner Anhänger zu einem tatsächlichen Kommunismus geführt hat. Dieser aber ist in seinen Ursachen und Grundsätzen weniger als eine soziale Erscheinung anzusehen, denn vielmehr als ein Ausfluß religiöser Schwärmerei und wahrhafter Bruderliebe innerhalb dieser meist aus Bedrückten und Armen bestehenden Gemeinden; für sie mußte das Eigentum jeden Wert verlieren, weil sie fest auf den nahen Untergang der Welt und auf das Erscheinen des jüngsten Tages bauten. Immerhin verdanken wir der christlichen Urlehre die Idee der Gleichheit aller Menschen, wenn auch nur vor Gott.

Eine wirtschaftlich viel weiter vorgeschrittene Kultur weist uns Babylon auf, das schon etwa um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. die Rechnung nach Gold und Silber kannte, und dessen ausgegrabene Dokumente aus noch viel früherer Zeit sich in allen Rechtsformen auf Kauf und Verkauf, zinsbare Darlehen, Ehekontrakte, Erbschaften, Mieten, Lohnfragen usw. beziehen. Die Wissenschaft wird wohl aus diesem Material späterhin ein klares Bild der babylonischen Wirtschaftsordnung herstellen können.

Auch die späteren Weltreiche der Assyrer, Meder und Perser zeigen Erscheinungen einer ähnlich hohen Kulturstufe. Doch von allen diesen mächtigen Völkern ist auf unsere Zeit nichts gekommen als Schutt und Ruinen: ihr Streben nach außen, nach der „Weltherrschaft", in Verbindung mit dem inneren Rückschritt durch Luxus und Verweichlichung, hat sie alle gestürzt, sie sind schließlich von der griechisch-römischen Kultur überwunden worden, und selbst die Schauplätze ihrer einstigen Blüte verwüstete nachher der Fanatismus des Islam.

Nur ein einziges Volk ist uns erhalten geblieben gleichsam als ein lebendiges Beispiel antiker Ordnung, die Chinesen. Noch vor 250 Jahren waren sie und ihr Land der westlichen Wissenschaft gänzlich unbekannt: auf den europäischen Landkarten jener Zeit prangte China, die Wohnstätte von etwa 400 Millionen Menschen, mit einem

großen weißen Fleck, wie noch unlängst das Innere von Afrika. Und doch besaßen die Chinesen eine Jahrtausende alte relativ hohe Kultur. Diese zeigt in ihrem jetzigen Stande ein Bild, das sich merkwürdigerweise in der politischen und wirtschaftlichen Organisation mit den Theorien unseres sog. Anarchismus sehr nahe berührt. Die Regierungsform ist ein durch eine allmächtige Gelehrtenhierarchie gemilderter Despotismus, der aber nur ein Minimum von wirklicher Regierungstätigkeit ausübt. Die Chinesen sind daher gewöhnt, sich so viel als möglich selbst zu helfen, das Genossenschaftswesen steht in höchster Blüte: zu jedem Zwecke, nicht nur für wirtschaftliche Aufgaben oder gegenseitige Hilfe, sondern auch für sittliche Ziele, wie für die Bekämpfung lokal auftauchender Spielsucht, oder für polizeiliche und sanitäre Vorkehrungen, wie Vernichtung von Diebes- und Räuberbanden oder Verhütung von Krankheiten, gründen sie Verbände, die nach Erreichung ihres Zieles wieder aufgelöst werden. Jeder Chinese gehört mindestens e i n e r solchen Genossenschaft an. Man kennt dort keinen Schulzwang, ja beinahe keine öffentlichen Schulen, der Staat kümmert sich nur um das Prüfungswesen; aber Erkenntnis und Gewohnheit haben es dahin gebracht, daß Wissen die öffentliche Achtung begründet, daher allgemein ist, daß jeder Chinese mindestens lesen und schreiben kann. Denn der Gelehrte allein trägt bei ihnen den Marschallsstab der höchsten Staats- und Ehrenstellen in seiner Schreibtafel, sie wollen lieber vom Schreibpinsel als vom Säbel regiert werden. Die Schriftstellerei ist bei ihnen lediglich Ehrensache und bringt nichts ein; die Bücher sind erstaunlich billig, und ganz China ist sozusagen eine große Bibliothek. — Das chinesische Strafgesetzbuch kennt mildernde Umstände, Begnadigungsrecht, Berufung, Freiheit der Person. — Eltern und verheiratete Kinder leben meist in einem gewissen Familienkommunismus in e i n e r Haushaltung zusammen, weshalb auch die Heiraten meist schon beim Eintritt der Reife geschlossen werden. Die ganze Kultur ruht auf der F a m i l i e, deren geschichtliche Einheit durch eine genaue und sichere Chronikführung begründet ist und im Ahnenkultus zu einem religiösen Ausdruck gelangt. — Die Anspruchslosigkeit dieses Volkes ist eine ganz außergewöhnliche: ein Chinese kann mit 20 Pfennig den Tag leben, und der Tagelohn schwankt zwischen 50 Pfennig und 1 Mark. Daher sind auch die Gegensätze zwischen arm und reich lange nicht so scharf wie bei uns: in China gilt einer für arm, der keine Sänfte hat, zu Fuße gehen muß

und nicht mindestens 10 Morgen Land sein eigen nennt. Schon Konfuzius, der große religiös-sittliche Reformator Chinas (500 v. Chr.), sagt: „Es kam nie vor, daß die Eltern eines vermöglichen Mannes Not litten." — Der Grund und Boden ist außerordentlich stark parzelliert, gewöhnlich in Gütchen von 1—3 ha, solche von 15 ha und darüber sind selten, große Latifundien eine verschwindende Ausnahme. Der Ackerbau gilt als der höchste Beruf und steht auf einer sehr hohen Stufe: Reis- und Getreidebau wird (wie auch in Japan) durchaus als Gartenkultur getrieben, und sechs- bis achtmalige Ernten im Jahre sind bei günstiger Lage keine Seltenheit. Auf wirtschaftlichem Gebiete haben denn auch die von uns so sehr verachteten Chinesen nicht minder großartige Schöpfungen aufzuweisen wie die übrigen antiken Völker, sie übertreffen sogar diese in ihrem Hauptgebiet, im Ackerbau, so z. B. in der Anlage gewaltiger Bewässerungssysteme und in der Terrassierung der Gebirge bis auf eine Höhe von 2000—2400 m. Ihre gewerbliche Technik beruht mehr auf natürlicher Eingebung als auf theoretischem Studium; trotzdem sind sie in den wichtigsten Industriezweigen die Lehrmeister des Westens geworden. Ihre Eisenindustrie war schon Staatsmonopol zur Zeit des Plinius.

So sind denn auch Bewegungen, denen wir in Europa als einem Ergebnis unserer allermodernsten Entwicklung ratlos gegenüberstehen, in jenem Reiche des Ostens längst durchlebt und in gewissem Sinne überwunden worden. Vor mehr als 800 Jahren, als bei uns noch die Kaiser mit den Päpsten kämpften, wurde in China bereits die soziale Frage wissenschaftlich erörtert und auch politisch, wenigstens vorübergehend, „gelöst". Unter der Regierung des menschenfreundlichen Kaisers Shen-tsung scheint sich soziale Not und Mißwirtschaft offenbart zu haben, und so wurde im Jahre 1069 unserer Zeitrechnung durch dessen Minister Wang-ngan-she, einen überzeugten Sozialisten, eine Reform durchgeführt, wonach der Staat über alles und jedes verfügte. Der Staat wurde gewissermaßen der einzige Ackerbauer, Gewerb- und Handeltreibende, zu dem ausgesprochenen Zwecke, „den Arbeitern zu Hilfe zu kommen, damit sie nicht von den Reichen aufgefressen würden". Die Behörden hatten täglich die Preise aller Waren und Lebensmittel festzustellen; eine Reihe von Jahren sollten nur die Reichen Steuern zahlen, um mit dem daraus gebildeten Reservefonds die Armen, Alten und Arbeitslosen zu unterstützen. Auf Grund wiederhergestellter alter Rechte und Gewohnheiten wurde der

Staat Besitzer alles Bodens, er leistete seinen Bauern zinsfreie Vorschüsse an Saatgetreide, die nach der Ernte zurückerstattet werden sollten. Regierungskommissäre bestimmten, was auf jedem Acker gebaut werden sollte, damit das Land den möglich höchsten Ertrag liefere. Da so der Staat den Ackerbau überwachte und die Preise der Lebensmittel festsetzte, so konnte weder Mangel noch Teuerung eintreten; fiel an irgendeinem Punkte des Reiches die Ernte schlecht aus, so hatte die höchste Ackerbaubehörde in Peking, die von den Provinzialbehörden ständig Bericht und Statistik erhielt, für den Ausgleich aus anderen Gebieten zu sorgen.

Dieses System soll tatsächlich durch mehr als 30 Jahre bestanden haben, aber zu Anfang des 12. Jahrhunderts infolge der wachsenden Opposition der Reichen durch den geistvollen konservativen Minister Sse-ma-kuang wieder aufgehoben worden sein. Die „Sozialisten" wurden im Jahre 1129 aus dem Reiche vertrieben, aber manches von den Errungenschaften ihrer kurzen Herrschaft blieb dem Volke erhalten, wie dies die noch heute relativ gleichmäßige Verteilung des Besitzes beweist. Die Geschichte bestätigt, im Widerspruch mit dem Tadel der konservativen Partei, daß das Reich unter der Regierung des volksfreundlichen Kaisers Shen-tsung an Blüte zugenommen habe: die Anzahl der wohlhabenden steuerzahlenden Familien hatte sich auf über 17 Millionen vermehrt.

Über den hohen Kulturzustand Chinas am Ende des 13. Jahrhunderts geben uns die Berichte des Venetianers Marco Polo, der 20 Jahre am Hofe des Großkalifs lebte, die interessantesten Aufschlüsse (vgl. Literaturverzeichnis).

Ein ganz eigenartiges Bild aber zeigt uns Japan, das sich vor 50 Jahren fast mit einem Schlage aus einem tausendjährigen Feudalstaate politisch und wirtschaftlich zu einem Staatswesen nach westlichem Muster gewandelt hat.

Literatur.

Meyer, Ed., Geschichte des Altertums. I. Bd. 3. Aufl. Stuttgart 1910.
Maspero, G., Histoire ancienne des peuples d'orient. Paris 1895—97.
Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 288.) Leipzig 1909.
Hommel, Fr., Geschichte Babyloniens und Assyriens. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Oncken, I. Abt. 2.) Berlin 1885/86.
Meyer, Ed., Geschichte des alten Ägyptens. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Oncken, I. Abt. 1.) Berlin 1887

Erman, A., Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1896.
Wellhausen, J., Israelitische und jüdische Geschichte. 7. Aufl. Berlin 1914.
Walter, Fr., Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit. Freiburg i. B. 1900.
MacGowan, A History of China from the earliest times down to the present. London 1897.
Boulger, History of China. 2. Aufl. London 1898.
Lemke, Dr. H., Die Reise des Venetianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. (Bibliothek wertvoller Memoiren Bd. I.) Hamburg 1907.
Tokuzo Fukuda, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in Japan. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 42. Stück.) Stuttgart 1900. 1. Aufl.
Rathgen, Die Japaner. (Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 79.) 2. Aufl. Leipzig 1911.

Zweites Kapitel.

Der platonische Staat.

Unter den Geisteserzeugnissen, welche die soziale Entwicklung der Menschheit beeinflußt haben, ragen die Werke des größten griechischen Philosophen weit hervor; von ihnen zieht sich eine Kette durch zwei Jahrtausende bis auf die Gegenwart, ja man darf Plato sogar als einen Ahnherrn des modernen Sozialismus bezeichnen. Geboren 427 v. Chr. zu Athen, hat er sich in einem 80jährigen, der Wissenschaft und dem Menschenwohle gewidmeten Leben über alle Gebiete des Daseins verbreitet, besonders auch in zwei bedeutsamen Werken über die sozialen Aufgaben des Staates. In der Form philosophischer Gespräche hat er uns den Entwurf von zwei verschiedenen idealen Gemeinwesen hinterlassen, die beide im scharfen Widerspruch mit der ganzen Ordnung seiner Zeit standen, indem sie auf einer Verdammung des Privateigentums und des persönlichen Reichtums beruhten und somit zum Kommunismus hinführten.

Im Gegensatz zur orientalischen Kultur mit ihren Großstaaten hat sich die griechische in kleinen städtischen Gemeinwesen ausgebildet. Ihre ursprüngliche Grundlage, der Ackerbau, der eine ruhige, geschlossene Hauswirtschaft mit relativ wenigen selbständigen Gewerbebetrieben erzeugt, wird bald durchbrochen durch die Ausdehnung des Wirtschaftslebens, gleichwie dies z. B. in Europa am Ende unseres Mittelalters der Fall gewesen ist. Die Hellenen ziehen hinaus zur See, gründen Kolonien an allen Gestaden des Mittelmeeres und treten in nahe Beziehungen zu Ägypten und den Ländern des fernen Ostens. So

werden fremde Erzeugnisse bekannt und begehrt, der Handel bildet sich aus, und um Tauschwaren zu gewinnen, führt er die Gründung einer weitverzweigten Industrie herbei, nach dem Bildungsstande der Griechen vorwiegend Kunstindustrie. In seinem Gefolge erscheint der Geldverkehr und damit die Geldwirtschaft. Die Klasse der reichen Industriellen und Kaufleute schiebt sich zwischen den herrschenden Adel und das ackerbauende Volk hinein und gelangt im Staate zu steigender Bedeutung. Durch Korruption und Luxus ändern sich zugleich die einfachen alten Sitten.

Während andere griechische Staaten, wie Kreta und Sparta, an ihren kommunistischen Einrichtungen (in gleichmäßiger Verteilung des Gemeindelandes, gemeinsamer Speisung ihrer Einwohner auf Staatskosten, Ausschließung des Metallgeldes) noch festzuhalten suchen, steht das fortschrittliche Athen im Vordergrunde jener Wandlung. Hier ging Hand in Hand mit einer künstlerischen Veredelung des Lebens und einem glänzenden Aufschwung der politischen Macht die Entwicklung zur Volksherrschaft vor sich, die eine Zeitlang unter der Leitung eines einzigen Mannes, Perikles, dem Ideal der Demokratie nahezukommen schien. Perikles (493—429 v. Chr.) verfolgte in seiner äußeren Politik die Einigung Griechenlands als nationalen Bundesstaates unter der Vorherrschaft Athens — ein Ziel, dessen Erreichung ihm nicht gelang, da er die Macht Spartas nicht brechen konnte —, aber in der Vorbereitung für den unausbleiblichen Entscheidungskampf der beiden Staaten führte er Athen auf die Höhe seiner Machtentwicklung. In seiner inneren Politik erstrebte er die Überwindung der Aristokratie, um durch Ausgestaltung eines freiheitlichen Staatswesens Athen zu seiner Führerrolle für Griechenland zu befähigen. Obwohl Perikles dem Volke die Herrschaft übergab, blieb er doch selbst der eigentliche Leiter des Staates, ohne jemals oberster Beamter zu sein, einzig gestützt auf die Macht seiner Persönlichkeit, auf seine Unabhängigkeit und die Lauterkeit seiner Bestrebungen. Aber er selbst konnte schon fühlen, daß sein Volk zur Ausübung einer solchen Macht noch nicht die genügende sittliche Bildung besaß; es gelang den Umtrieben seiner Gegner, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, beim Volke in Ungunst zu bringen, und so trat denn, als mit ihm die Seele dieses glänzenden Aufschwunges dahingeschieden war, auch wirklich ein allgemeiner und tiefer Verfall ein. Niedrige Geister bemächtigen sich der Volksgunst, Gewinnsucht und Eigennutz erheben sich zu füh-

renden Mächten: rasch wird die Demokratie zur Herrschaft der Schlechtesten, der Luxus und das Wohlleben der Reichen stecken die Massen an, der warnende Weise verfällt der Verbannung und dem Giftbecher, und Alleinherrscher wird der Besitz. Kein Wunder, wenn da die Besten am Heile des Vaterlandes verzweifeln, sehnsuchtsvoll auf einfachere Zeiten und Staatsformen zurückblicken und den versinkenden Zeitgenossen den Spiegel alter Ideale vorhalten.

Zwei Jahre nach dem Tode des Perikles geboren, steht Plato als einsamer Denker und Prophet vor dem Rätsel einer niedergehenden Kultur. Der vornehmste Schüler des Sokrates[1]) sucht nach der besten Staatsform und beschenkt die Welt mit seinem tiefsten Werke, dem Gespräche: „Der Staat, oder was ist Gerechtigkeit“. Nach seiner Art geht er dabei als gründlicher Denker zu Werke und schildert zunächst die Entstehung des Staates als wirtschaftliche Notwendigkeit. Die Vorzüge der Arbeitsteilung werden erkannt: zur Befriedigung des Nötigsten entstehen die ursprünglichen Gewerbe des Landwirts, des Baumeisters, des Webers; bald treten neue Gewerbe hinzu: Zimmerleute, Schmiede und Hirten; die Notwendigkeit des Austausches schafft den Markt und den Händler, den Kaufmann und die Schiffahrt; diese ruft wiederum viele Nebengewerbe hervor, und endlich schließt der Beruf des Lohnarbeiters den Kreis. Die durch den Luxus verfeinerte Lebensführung erzeugt das Bedürfnis nach dem Arzte, der Künstler krönt das soziale Gebäude. Bald wird das eigene Gebiet zu enge, der Besitz des Nachbars reizt, Krieg, Verteidigung und Eroberung erscheinen als Aufgaben des Staates. Da jeder Beruf eine besondere Naturanlage und Erziehung erfordert, so braucht das Gemeinwesen zum Schutz und Trutz eine besondere Kriegerkaste, diese wird zum vornehmsten Stand, zum „Wächter“ des Staates.

Platos Ideal ist ein aristokratisch-kommunistischer Erziehungsstaat, an dessen Spitze die Weisesten stehen. Wo diese nun fehlen, da bildet

1) Sokrates 469—399 v. Chr. erhob als erster die griechische Philosophie über die naturphilosophischen und theologischen Untersuchungen, indem er dieselben aufs wirkliche Leben anzuwenden lehrte und nur als Mittel zur ethischen, sittlichen Bildung der Menschen gelten ließ. Alle Tugend besteht für ihn im Erkennen, und die Unwissenheit ist das größte Übel. Auf seinen Lehren, die er nicht aufzeichnete, sondern nur im Kreise seiner Freunde und unter dem Volke mündlich verbreitete, baute sein Schüler Plato weiter, nachdem Sokrates selber seine freien, über seine Zeit hinausstrebenden Gedanken hatte mit dem Tode büßen müssen.

sich, wie in Sparta und Kreta, die Timokratie heraus (die Herrschaft der Ehrgeizigen). Die Lust am Gelderwerbe steigt bei den Oberen und auch bei der diese nachahmenden Menge, die Tugend und die wahre Ehre sinken im Werte. An die Stelle des Ehrgeizes tritt die Erwerbsgier, man bewundert den Reichen und erhebt ihn zu den höchsten Staatsämtern; so entsteht die Oligarchie (Herrschaft der Wenigen), die auf den Besitz begründete Verfassung, bei der nur die Reichen herrschen, die Armen aber im Staate fortleben ohne Anteil an dessen Wohlfahrt. Wo Bettler sind, da müssen im verborgenen auch Diebe und Beutelschneider sein; ein solcher Staat aber ist nicht mehr ein Staat, er besteht aus zwei Staaten, dem der Armen und dem der Reichen, die sich ständig bekriegen. (Plato zeichnet hier schon mit wenigen Strichen den modernen Klassenstaat und Klassenkampf.) Die herrschenden Reichen arten aus und erschlaffen, und dies kann den Beherrschten auch nicht entgehen; die wachsende Zahl der Armen wird mißmutig, unzufriedene Elemente selbst aus der höheren Klasse stellen sich an ihre Spitze, die ungerechten Regenten werden beseitigt, es erscheint die Demokratie (Herrschaft des Volkes). Ein gleicher Anteil an Pflichten und Rechten wird eingeführt, die Ämter werden durch Volkswahl und bald auch durchs Los vergeben. Wenn schon der demokratische Staat für die Einführung einer idealen Verfassung am geeignetsten ist, weil er den freiesten Spielraum bietet, so hat er doch den schweren Nachteil, daß das Volk sich bald wenig oder gar nicht mehr um die Heranbildung der Staatsbeamten und um deren Lebensweise kümmert. Die Leitung des Staatswesens ist jetzt keine besondere Aufgabe mehr, jeder will alles können und tun, weshalb meistens auch nichts ganz und recht geschieht. Zudem bildet sich im demokratischen Staate allmählich eine herrschende Klasse wie im oligarchischen, die sich zu bereichern sucht und die Menge durch Schmeichelei verdirbt. Aus ihrer steigenden Gewalttätigkeit, aus der sich dagegen richtenden Notwehr wie aus der durch Unfähigkeit entstehenden Unordnung des Staatswesens entspringt das Bedürfnis nach einer starken, ordnenden Regierung und bahnt der Gewaltherrschaft eines einzelnen, der Tyrannis, die Wege: so stammt die größte Sklaverei aus der unbegrenzten Freiheit. Der Tyrann aber wird im Interesse der Aufrechterhaltung seiner Herrschaft dazu gedrängt, den Staat gegen jede Vernunft von allen Reichen, Verständigen und Hochherzigen zu „reinigen". Endlich greift er in der Verzweiflung zu einem Ableitungsmittel, zum mutwilligen Krieg.

Aus diesem verderblichen Kreislauf galt es nun, den Weg zu einem

dauerhaften Staat zu finden. Auf welchen Grundlagen soll er aufgebaut sein? So wie der Staat ja aus dem Bedürfnisse aller hervorgeht, sich durch die Leistungen aller anderen zu ergänzen, so muß er auch dem Wohle aller dienen, darf niemals einzelne auf Kosten der Gesamtheit beglücken. Nur wenn er in sich einig ist, kann er dauerhaft und mächtig sein, deshalb muß alles Trennende aus ihm entfernt werden. Trennend wirkt vor allem die Verschiedenheit des Besitzes, Armut und Reichtum, ein Unglück für alle, weil beide die Menschen verderben und ihre Leistungen verschlechtern. Trennend wirkt die Sonderfamilie, weil sie die meisten Sonderinteressen erzeugt. Die Gemeinsamkeit von Freud und Leid, die ja allein die Menschen verbindet, wird dadurch erreicht, daß man den Privatbesitz verbannt und die Bürger zu einer einzigen Familie vereinigt.

Platos Grundanschauung ist, daß der Staat nur dann gedeihen könne, wenn man die Menschen verbessere. Dazu aber müssen bestimmte Maßregeln getroffen werden, die schon vor der Geburt beginnen. Will man tüchtige Sprößlinge erhalten, so bekümmere man sich um die Bedingungen ihrer Erzeugung, um die Eigenschaften der Eltern, geschieht dies ja auch bei der viel weniger wichtigen Tierzucht. Daraus folgt eine weitgehende Beeinflussung der Ehe seitens des Staates und eine vorsichtige Auslese der Kinder durch Beseitigung der untauglichen und schwachen und durch gemeinsame Erziehung der tauglichen und lebenskräftigen. So nimmt Plato vor mehr als zwei Jahrtausenden die Gedanken Darwins und Nietzsches vorweg.

Frühzeitig sollen gleichmäßig Körper und Geist entwickelt werden durch Übung in Gymnastik und Musik (unter Musik fassen die Griechen Tonkunst und Poesie zusammen). Beide Geschlechter genießen gleiche Erziehung, sogar in Wehr und Waffen, weil sie im platonischen Staate auch gleicher Rechte teilhaftig sind. Zur Liebe des Schönen und zur Übung des Guten sollen schon die Kinder hingeleitet werden; sie sollen lernen, mutig und tapfer zu sein und den Tod nicht zu fürchten. Die Götter dürfen nicht als unmäßig, ungerecht, rachsüchtig, noch weniger als Urheber des Bösen erscheinen. Sie sollen vielmehr vorbildliche Ideale der Gerechtigkeit sein. Die Gerechtigkeit aber muß zur zweiten Natur werden; wo sie waltet, da sind umständliche Gesetze und eine besondere Rechtspflege unnötig; da wird das Recht etwas Selbstverständliches wie die von altersher gewohnte Sitte.

Jeder soll nur das Seinige richtig tun und sich nicht mit dem befassen, was er nicht versteht. Dies gilt vor allem von der Leitung des

Gemeinwesens, zu der ja die höchsten Eigenschaften notwendig sind. Deshalb müssen dafür die Tüchtigsten ausgewählt und sorgsam dazu erzogen werden. Das Heil der Staaten liegt darin, daß die Weisesten herrschen oder die Regenten selber Philosophen sind. Über des Lebens tägliche Last erhaben, frei von Eigennutz, aber auch frei von Sorgen, nur so können sie würdig und wirksam ihres Amtes walten, von dem das Wohl der Gesamtheit abhängt.

Platos Idealstaat zerfällt in zwei streng geschiedene Klassen, die der „Wächter“ (der Krieger und Beamten), aus der auch die obersten Regenten hervorgehen, und die der übrigen (Ackerbau, Gewerbe und Handel treibenden) Bevölkerung. Die obere Klasse bildet gleichsam einen Staat im Staate. Sie ist eines jeden persönlichen Interesses vollkommen entkleidet, indem ihren Angehörigen jedwedes persönliche Eigentum versagt ist. Sie leben in absoluter Gemeinschaft, auch in der Familie, und der Staat sorgt ausschließlich für ihre Bedürfnisse. Die Obrigkeit regelt die Zahl der Kinder, weil sie darüber zu wachen hat, daß weder Mangel noch Überschuß an Bevölkerung eintrete.

Darum wird, sooft es demnach für nötig befunden wird, unter besonderen Feierlichkeiten eine Art allgemeiner Hochzeit angeordnet, bei der die Paare, scheinbar durchs Los, in Wirklichkeit aber auf Grund der Erwägung ihrer Charaktereigenschaften, zusammengeführt werden, Männer nur zwischen dem 20. und 55., Frauen vom 20. bis zum 40. Lebensjahre. Die aus diesen Verbindungen entspringenden Kinder werden untersucht, die schwachen und untauglichen beseitigt, die wohlgeratenen von den in einem besonderen Bezirke wohnenden Wärterinnen gemeinsam auferzogen. Im Alter von 10 Jahren werden sie dann aufs Land geschickt und dort, Knaben und Mädchen gemeinsam, in allen Fertigkeiten, Wissenschaften und Künsten herangebildet.

Auf diese Weise soll erreicht werden, daß Kinder und Eltern einander gar nicht kennen, daß alle Sprößlinge einer und derselben Hochzeit sich vielmehr als Geschwister ansehen und lieben lernen. Durch die Tugenden der Weisheit, Tapferkeit und Besonnenheit zu einer höheren Harmonie der Gerechtigkeit verbunden, sollen sie würdig darauf vorbereitet werden, „Wächter“ des Staates zu sein, d. h. seine Verteidiger im Kriege, seine Ordner in der Verwaltung. Ohne Eigentum, ohne Familie, daher auch ohne persönliches Interesse, dienen sie lediglich dem Gemeinwohl.

Durch eine besondere Auslese werden dann diejenigen gefunden, die, tüchtig an Leib und Seele, zur obersten Leitung berufen sind. Eine

20jährige Erziehung soll sie dazu vorbereiten: 5 Jahre werden den Wissenschaften gewidmet, in den übrigen 15 Jahren sollen sie sich mit allen Zweigen der Verwaltung und mit dem Kriegswesen bekannt machen. In dieser strengen Schule werden sie weise und erkennen in der Sorge für andere den wahren Wert des Lebens. Da sie bei der Herrschaft nichts als Unruhe und Verantwortung zu gewinnen haben, so werden sie nicht danach streben, aber sie werden sich ihr auch nicht entziehen, wenn man sie nach Vollendung ihres 50. Lebensjahres zur Regierung berufen wird.

So beschränkt sich der gewaltige Scharfsinn dieses Systems auf die obere, die leitende Klasse. Ihr ganzes Leben wird dem Staatszwecke dienstbar gemacht, wie dies dem hohen Ideale der Griechen von der Bedeutung des Staates entspricht. Plato will aber die Staatsleiter nicht des persönlichen Glückes berauben, da für ihn die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen eine so enge ist wie die der Glieder mit dem Körper, und er deshalb in dem Wohl der Gesamtheit auch die höchste, ja einzige Bürgschaft für das Glück der Teile erkennt.

Über Verfassung und Leben der übrigen Bevölkerung aber suchen wir im platonischen Idealstaat vergebens nach Vorschriften. Man ist deshalb oft zu dem Irrtum gelangt, als ob Plato im aristokratischen Übermute das Volk lediglich als eine wertlose Herde betrachtete. Man würde ihm mit solcher Annahme unrecht tun, bezeichnet er es doch ausdrücklich als Aufgabe des Staates, alle seine Glieder glücklich zu machen. Sein großes Vertrauen auf die Macht der Erziehung und des Beispiels läßt ihn vielmehr hoffen, daß die erkannten Vorzüge des Systems allmählich auf die Gesamtheit übergehen werden, und daß die Weisheit der Regierenden auch ohne Vorschriften die Wege finden werde, alle Staatsglieder emporzuheben. Zudem erklärt er ausdrücklich die untere Klasse als der oberen von Ursprung her verbrüdert und läßt fähige Sprößlinge aus derselben zur höheren Klasse hinaufsteigen, während ungeratene oder unwürdige Glieder der oberen hinabgestoßen werden. Wie sollte auch der Philosoph die überwiegende Menge der Bürger, von der ja die Erhaltung seiner Auslese abhängt, gering geachtet haben, da er sogar der Sklaven gedenkt, wenigstens in einem national-humanen Sinne, daß Hellenen ferner nicht zu Sklaven gemacht werden sollten.

Nachdem Plato die Verderbtheit seiner heimatlichen Demokratie erkannt und auf seinen Reisen die mangelhaften Verfassungen anderer Völker kennen gelernt hatte, wie z. B. die Mißwirtschaft des älteren Dionys in Syrakus, erblickte er das Heil der Staaten nur in einer weisen

Gestaltung ihrer Regierungen. Eben hatte er in 15jähriger Arbeit sein Werk vom Staate vollendet, als ihm, dem Sechzigjährigen, durch den Regierungsantritt des befähigten und mit ihm befreundeten jüngeren Dionys die Gunst zu winken schien, seine Pläne in Wirklichkeit umzusetzen. Aber nach wenigen Jahren kehrt er enttäuscht aus Sizilien in die Vaterstadt zurück. Er verfaßt an seinem Lebensabend das zweite Werk vom Staate, das den Titel trägt: „Die Gesetze". Schon in seinem ersten Werke macht er das Geständnis, daß der dort geschilderte Staat nur ein hohes Ideal sein solle, und daß man für das wirkliche Leben nur zu ergründen habe, wie ein diesem Ideale möglichst nahestehendes Staatswesen beschaffen sein müsse. Jetzt setzt er sich auch in dieser Absicht ans Werk, immerhin mit der wehmütigen Empfindung, daß „nur Götter und Göttersöhne die Güter-, Frauen- und Kindergemeinschaft des besten Staates würden ertragen können". So läßt er denn diesmal das Privateigentum bestehen, sucht jedoch in einer Einschränkung seiner Grenzen die Versöhnung des sittlichen Gesamtwohles mit dem wirtschaftlichen Interesse.

Die Bürger des Staates treiben mit Hilfe der Sklaven lediglich Ackerbau; Gewerbe und Handel sind den Fremden überlassen. Der junge Agrarstaat ersteht auf Kreta, in einer gewissen Entfernung vom Meere, um die Ausbildung des Seehandels zu hemmen. Sorgsam werden die Kolonisten ausgewählt, ein Grundsatz, durch dessen Mißachtung die meisten späteren Versuche solcher neuen Ansiedlungen mißlungen sind. Rings um das inmitten stehende Heiligtum liegen regelmäßig die 12 Bezirke mit eigenen Marktflecken. Der Grund und Boden gehört dem Staate, die Bürger haben nur das Nutzungsrecht. Er ist in 5040 nach dem Ertrage gleiche Lose eingeteilt; die Hälfte eines jeden Loses in der Nähe der Stadt, die andere Hälfte entfernt gelegen. Jeder Bürger erhält ein solches Los und besitzt eine Wohnung sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande. Die Lose sind unteilbar und dürfen nie ihres Inventars entkleidet werden; das Minimum des Besitzes ist ein Los, das Maximum vier: der Reichste kann also höchstens viermal so viel sein eigen nennen als der Ärmste. Durch weise Erbschaftsgesetze ist dafür gesorgt, daß diese Ordnung immer erhalten bleibe; der Besitz der Kinderlosen fällt an den Staat, unter Ausschluß eines Zehntels, über das allein sie frei verfügen können. Streng kommunistisch ist nur der Verbrauch: gleichwie in Sparta und Kreta wird die Bevölkerung, Männer und womöglich auch Frauen, in gemeinsamen Speisehäusern verköstigt.

Plato bleibt auch hier der Ansicht, daß die Leitung des Staates eine Kunst sei, die sich nicht als Nebenbeschäftigung mit einem auf Erwerb gerichteten Berufe verbinden läßt; deshalb haben die handel- und gewerbetreibenden Fremden keinerlei Anteil an der Regierung. Der Handel ist aufs Äußerste beschränkt, Kauf und Verkauf von Grundstücken sind ausgeschlossen, der Zins ist verboten und der Kredit durch Nichtklagbarkeit der Forderungen unmöglich gemacht. Gold und Silber besitzt allein für den Auslandsverkehr der Staat, dem inneren Tauschbedürfnis dienen nur wertlose Scheidemünzen. Die Ausfuhr von Gegenständen, die im Lande unentbehrlich sind, also insbesondere von Lebensmitteln, ist untersagt, ebenso die Einfuhr von Luxuswaren. Der Staat führt eine genaue Statistik über die Produktion von Getreide usw.; monatlich darf von jedem Bürger nur der zwölfte Teil der Ernte zu Markte gebracht werden. Nur für die Bedürfnisse des Landbaues darf Handel überhaupt stattfinden. Die Behörden bestimmen die Maximalpreise, und die Händler, denen jede Anpreisung ihrer Waren verboten ist, müssen feste Preise einhalten. Den Bürgern ist der Betrieb von Gewerbe und Handel grundsätzlich verwehrt; von den Fremden darf jeder nur ein einziges Gewerbe ausüben. Sobald sie ein Vermögen im Werte von mehr als drei Landlosen erworben haben (worüber, wie über alle Vermögensverhältnisse, der Staat eine genaue Kontrolle führt), müssen sie mit ihrem Gelde das Land verlassen, wie denn überhaupt kein Fremder länger als 20 Jahre geduldet wird. Reisen der Bürger ins Ausland sind außerordentlich erschwert und überhaupt nur in vorgerücktem Alter mit Genehmigung der Obrigkeit gestattet.

Im Gegensatz zu der Weibergemeinschaft des „Staates“ beruht das Gemeinwesen der „Gesetze“ auf der strengen Grundlage der Einehe. Die Ehen sollen nach Neigung geschlossen werden, wozu ein möglichst ungezwungener Verkehr der Geschlechter in sittlichen Grenzen von Jugend auf Gelegenheit gibt. Die Geldabsichten bei der Ehe sollen aufhören: Mitgift der Frauen ist ausgeschlossen. Die Heilighaltung der Ehen wird durch weibliche Staatsbeamte, „Ehewächterinnen“, überwacht. Eine hohe Junggesellensteuer soll der Ehelosigkeit entgegenwirken. Kinderlose Ehen werden nach 10 Jahren geschieden. Die Kinder aber gehören nicht den Eltern, sondern dem Staate, sie werden gemeinsam erzogen, vom 3. bis zum 6. Jahre in Kindergärten, dann in Anstalten für gymnastische Übungen, vom 10. Jahre ab in obligatorischen Staatsschulen (die Plato übrigens aus Ägypten übernommen zu haben scheint), im Lesen, Schreiben und in Gedächtnisübungen, zwischen dem 13. und 16. Jahre in Musik, Poesie

und Gesetzeskunde. Der Kriegsdienst für Männer und Frauen ist bis ins hohe Alter obligatorisch, monatliche Manöver sind vorgeschrieben. — Alle Lebensverhältnisse sind strenge geordnet: so soll z. B. der Wein möglichst nur den Kranken und Schwachen dienen und den Kriegern, Richtern und Beamten während ihres Dienstes untersagt werden; der Staat erlaubt nur einen begrenzten Anbau des Weinstocks.

Die Beherrschung des gesamten Lebens erstreckt sich sogar auf das geistige Gebiet. Der Staat hat eine bestimmte Staatsreligion (eine Art von geläutertem Gottesbegriff mit einem fast unpersönlichen, sehr hoch stehenden Unsterblichkeitsglauben), in der auch die Kunst eine würdige Stellung findet. Der Staat übt eine scharfe Zensur: Spötter und Leugner werden zur Bekehrung auf 5 Jahre eingesperrt, und wenn dies fruchtlos ist, erleiden sie die Todesstrafe. Die Priester werden aus den besten und reinsten Bürgern im Alter von mindestens 60 Jahren, Männer und Frauen, durch Befragung des Orakels ausgewählt und versehen ihren Dienst jeweils nur ein Jahr. Alle diese Bestimmungen haben nach der ausdrücklichen Erklärung ihres Urhebers zum Zweck, den durch das Vordrängen der Naturwissenschaften um sich greifenden Materialismus zu bekämpfen.

Die Regierung ist zwar eine durchgebildet demokratische, alle Bürger haben das Wahlrecht, aber dieses wird durch Vorschriften mit Bezug auf Vermögen und Bildung überall wieder eingeschränkt. Das oberste Verwaltungskollegium z. B. besteht aus 360 Mitgliedern, von denen monatlich 30 abwechselnd die Regierung führen, es wird in besonderen umständlichen Wahlgängen aus den vier Vermögensklassen, je 90 aus einer Klasse, erwählt. So hat Plato allerdings auch das etwas zweifelhafte Verdienst, die „Klassenwahl" als Staatsideal aufgestellt zu haben. — Wahl und Wirkungskreis von Volks- und Obergerichten, Offizieren und Beamten aller Art, Polizei, Rechenschaftsbehörde usw. sind aufs sorgsamste geregelt. Das Haupt des Ganzen aber, das zusammenhaltende, konservative Element bildet der aus 37 der besten Bürger auf Lebenszeit bestellte Staatsrat, der „nächtliche Rat", so genannt, weil er sich immer in den frühen Morgenstunden vor Sonnenaufgang zu versammeln hat. Ihn nennt Plato den Anker des ganzen Gemeinwesens, und hier kommt „die Herrschaft der Philosophen" wieder zu ihrem Rechte.

So ist in großen Zügen Platos zweitbester Staat beschaffen: unserem Empfinden muß er, neben vielen ganz modernen Gedanken, — man denke nur an Schulzwang und Militarismus! — als eine wahre Zwangsjacke für jede freie Regung, als eine ungerechte und unwirtschaftliche Be-

vorzugung der ackerbautreibenden vor der gewerblichen Bevölkerung erscheinen, wie wir sie vor kurzem noch im Burenstaate Transvaal vorfanden. Doch ist es die entschiedene Absicht Platos als Sozialreformers, den Zwang allmählich zur zweiten Natur zu gestalten: von frühester Jugend auf sollen alle Bürger und Bürgerinnen den tieferen Geist der Gesetze kennen lernen, damit ihre Seele dafür empfänglich und willig werde. So läßt der feste, ideale Glaube des Philosophen an die Übermacht der Erziehung den Zwang in einem viel milderen Lichte erscheinen, nicht als Selbstzweck, sondern als vorübergehendes Mittel. Im idealen Staate muß, wie Plato sagt, der Unterrichtsminister der tüchtigste Mann sein; verschwistert wirken dort Religion und Kunst als Bindemittel einer hochstehenden Gemeinde, durch sittliche Umwandlung soll die Gewinnsucht beseitigt und ein Genügen am Mittelmaß des Besitzes geschaffen werden. Wer wollte es dem hohen Denker zum Vorwurf machen, daß er über diesen höchsten Idealen die Bedeutung des wirtschaftlichen Fortschrittes übersehen oder geringgeschätzt hat!

Platos Bedeutung liegt überhaupt nicht sowohl in dem ganzen Gehalte seiner Systeme als vielmehr in dem Reichtum an erhabenen Einzelgedanken, in der Bekämpfung einer sittlich verderblichen Vermögensverschiebung und der herabziehenden gedankenlosen Demokratie, in der Begründung der Notwendigkeit einer diese ergänzenden, von selbstlosen Idealen getragenen Geistesaristokratie. In diesem Sinne faßt schon Platos größter, viel konservativerer Schüler, Aristoteles, den Unterschied zwischen Demokratie und Oligarchie nur dahin, daß diese zum alleinigen Vorteil der Reichen, jene zum Vorteil der Armen geübt werde, und begründet damit im Sinne Platos den engen Zusammenhang der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung.

Plato paßt seinen Staat der griechischen Kleinstaaterei an, er will ihn ausdrücklich weder zu klein noch zu groß haben. Aber seine Auffassung erfährt bald eine Ausdehnung durch seine späteren Schüler, vor allem durch Zeno, den Begründer der stoischen Philosophenschule. In Aneignung und Fortbildung der platonischen Gedanken über die Macht der Erziehung glaubt Zeno, daß endlich auch ohne Gesetze das in den Gemütern lebendig gewordene Naturgebot der Vernunft als allgewaltiges organisierendes Prinzip walten werde, durch welches sich dann alles Einzelleben zu einem geordneten Weltganzen harmonisch zusammenschließe. So führt er, nebenbei einer der ältesten Vertreter anarchistischer Grundsätze, den engen nationalen Staat Platos zur Höhe des Weltbürgertums empor.

Und diesen Schicksalsweg weltbürgerlicher Entwicklung wandelt dann auch das Griechentum der nächsten Jahrhunderte durch die Zertrümmerung der eigenen nationalen Existenz bis zu seiner Aufsaugung durch das allmächtige Rom. Zur Stufe des Welthandels steigt es hinauf, dessen Mittelpunkt die Millionenstadt Alexandria bildet, wo sich die Angehörigen aller Nationen vereinigen, wo sowohl die Wissenschaft als auch die entsittlichende Verfeinerung des Lebens und die wachsende verderbliche Macht des Kapitalismus ihren Höhepunkt erreichen. Dieser Geist greift auch auf das griechische Mutterland über: soweit die griechischen Städte nicht veröden, fallen auch sie den Versuchungen zum Opfer, so daß nur 300 Jahre nach Plato ein Cicero von demjenigen aristokratisch-kriegerischen Bauernstaate, der Plato in so mancher Richtung als Vorbild gedient hatte, sagen konnte: „Nur Geldgier allein, sonst nichts wird bald Sparta verderben!"

Die Zeitgenossen, wenigstens in ihrer Gesamtheit, haben die Lehren Platos nicht verstanden. Aber seine Ideen haben darum nicht minder ihren Siegeszug über die Erde gehalten. Nach Jahrtausenden hallen sie wider in so vielen Gesetzen, die, vom sog. Römischen Rechte ausgehend, unser heutiges Leben bestimmen; wir begegnen ihnen in den Urlehren des Christentums, in der Theokratie der katholischen Kirche und in den „demokratischen Monarchien", von Cäsar bis auf Napoleon, allerdings in recht unvollkommener Verwirklichung. Sie befruchten die erzieherische Vervollkommnung unseres Geschlechtes, indem sie immer wieder auferstehen und neue zeitgemäße Formen annehmen: in einem Comenius, einem Rousseau, einem Pestalozzi. Und auf unserem raschen Gange durch die wirtschaftlichen Theorien der neueren Zeit werden wir den Spuren der platonischen Staatsideale auf Schritt und Tritt begegnen. Die Ideen Platos wirken fort, während Athen und Sparta, Alexandria und Rom in Schutt zerfallen sind.

Literatur.

Plato, „Der Staat" in der Übersetzung Fr. Schleiermachers, herausg. von v. Kirchmann (Philosophische Bibliothek 27. Bd.). 3. Aufl. Leipzig 1917.
Dümmler, F., Prolegomena zu Platons Staat. Basel 1891.
Kleinwächter, Fr., Die Staatsromane. Wien 1891.
Meyer, Ed., Geschichte des Altertums. II. Bd. Stuttgart 1893. V. Bd. 1913.
— Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums. (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge, IX. Bd.) Jena 1895.
— Die Sklaverei im Altertum. Dresden 1898.
Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte. (Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 258.) Leipzig 1918.

Pöhlmann, R., Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. I. Bd. München 1893. II. Bd. 1901.
Kautsky, K., Der Idealstaat Platos. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. I. Bd. 1. Teil.) Stuttgart 1895.
Stein, L., Platons Republik. (Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, 15. Vorlesung.) 2. Aufl. Stuttgart 1903.
Adler, G., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. I. Bd. Leipzig 1899.
Windelband, W., Platon. (Fromanns Klassiker der Philosophie, Bd. IX.) 3. u. 4. Aufl. Stuttgart 1901 u. 1905.

Drittes Kapitel.

Agrarbewegung im alten Rom.

Während die griechischen Philosophen den Gedanken des Weltbürgertums ausbildeten, hatten die Feldherren Roms bereits den Grund zu einem Weltreiche gelegt. Durch die endgültige Entscheidung der hundertjährigen Kämpfe mit Karthago (146 v. Chr.) wurde Rom zur unbestrittenen Weltmacht erhoben. Hatte sich der griechische Geist durch koloniale Gründungen unabhängiger Gemeinwesen über die Erde ausgebreitet, so schmiedete nun römische Kraft die neue Kulturwelt zu einem mächtigen Reiche zusammen; so wurde ein einziges städtisches Gemeinwesen zur Herrin des ganzen Erdkreises, zur Herrin im vollsten Sinne des Wortes, denn Bürger dieses Reiches waren nur die Römer, zu denen alle übrigen Bewohner Italiens und der Provinzen im Untertanenverhältnis standen.

Auf dem Ackerbau ruhte das ursprüngliche Gemeinwesen Roms wie auch die Wirtschaft von ganz Italien. Zu einer über das nötigste alltägliche Gewerbe hinausgreifenden industriellen Tätigkeit hatten die Römer weder Anlage noch Neigung, daher genoß auch alle wirkliche Arbeit bei ihnen eine noch viel geringere Achtung als bei den Griechen. Ebensowenig fühlten sie sich zu den Künsten und Wissenschaften hingezogen, deren Pflege vielmehr bis in die spätesten Zeiten zumeist den Freigelassenen und Sklaven überlassen blieb. Die Staatsverwaltung und die Rechtspflege in Verbindung mit dem auf dem Grundbesitz beruhenden Heerwesen erfüllten ihr Dasein und schufen die Grundlagen ihrer Macht. Diese aber mußte das ursprünglich, zur Zeit der politisch aufbauenden Arbeit, so einfache Leben allmählich in ein Leben des Luxus und Genusses umgestalten, das ein immer stärkeres Bedürfnis nach vermehrten und verfeinerten gewerblichen Erzeugnissen wachrief: so brachte die Weltmacht die Bedingungen mit sich für die Entstehung eines gewaltigen Welt-

handels, der in steigendem Maße die Produkte aller Provinzen nach der Hauptstadt übertrug. Tauschmittel waren für diese wachsende Einfuhr nur in geringer Menge vorhanden, denn die heimischen Erzeugnisse mußten vorwiegend dem eigenen Bedarfe dienen; man brauchte nur wenig Tauschmittel, weil eine systematische Ausraubung der Provinzen erfolgte, sei es durch die mit deren Verwaltung betrauten Privatpersonen, sei es in Gestalt von Tributen an den Staat. So erhielt z. B. allein aus den Kriegen mit Syrien und Mazedonien die Staatskasse die bei dem damaligen Geldwert ungeheure Summe von 90 Millionen Mark und verfügte 157 v. Chr. über einen Barschatz von etwa 20 Millionen Mark, größtenteils in Gold- und Silberbarren.

Zugleich entstanden in verhältnismäßig kurzer Zeit gewaltige Privatvermögen, teils in den Händen der alten patrizischen Geschlechter und des jüngeren Amtsadels, teils bei der jungen, aufstrebenden Geldaristokratie der Großkaufleute und Bankiers, auf welche die Bezeichnung des Ritterstandes übergegangen war. Ein ausgebildetes System der Kapitalvereinigung eröffnete diesen Reichtümern lohnende Beschäftigung: bald wetteiferten zahlreiche Handels-, Reederei- und Versicherungsgesellschaften mit dem Geld- und Kornwucher und mit den fetten Gewinnen aus der üblichen Pachtung von Tributen, Steuern und Gefällen im In- und Auslande. Fabelhafte Vermögen wurden geschaffen, die infolge einer sorgsamen Verwaltung sich durch viele Generationen in den Familien erhielten und mehrten.

In einer Zeit, da Staatsschulden und sonstige Formen des beweglichen Kredites noch wenig ausgebildet waren, mußte sich das Anlagebedürfnis für diese Schätze bei der Ritterschaft und mehr noch bei den aus politischen Gründen von allem Geldhandel, wenigstens vom öffentlichen, ausgeschlossenen Senatoren zumeist nach dem Grundbesitz wenden, in Form von mehr oder weniger wucherischer Beleihung von ländlichen Grundstücken, oder in der Form von Kauf und Pacht der Staatsländereien. Seit frühester Zeit war es Grundsatz der römischen Politik gewesen, einen großen Teil des in Italien eroberten Gebietes als Staatsgut zu erklären, das gegen eine Abgabe verpachtet wurde. Die Versuche der Patrizier, sich diese Güter allmählich im stillen anzueignen, hatten zu jahrhundertelangen heftigen Kämpfen geführt, die endlich 367 v. Chr. in einem ersten sog. Ackergesetze ihren vorläufigen Abschluß fanden, welches nach einem seiner Schöpfer, dem Volkstribunen Licinius, den Namen des Licinischen trägt und die beinahe vollständige Gleichstellung der Plebejer (der bür-

gerlichen Volksklasse) mit den Patriziern (dem Geburtsadel) herbeiführte. Dieses Gesetz bestimmte, daß niemand mehr als 500 Morgen des Staatsgutes in Benützung haben, niemand mehr als eine gewisse Anzahl Groß- und Kleinvieh halten, und daß die Weide allen Bürgern gegen eine Abgabe offenstehen sollte. Längst aber waren diese heilsamen Vorschriften außer Übung gekommen; längst hatte die Macht des werbenden Kapitals unaufhaltsam zur Vereinigung immer größerer Landstrecken in einer einzigen Hand geführt, d. h. zur Bildung von Großgütern, sog. Latifundien. An die Stelle des kleinen Bauern, der sich auf seiner Scholle ernährt, trat nun der Großgrundbesitzer, der nach seinem höchsten Nutzen strebt. Diesem aber winkte anstatt des nur kümmerlich rentierenden Getreidebaues die vorteilhaftere Kultur des Weinstocks und der Olive oder die Umwandlung in Weideland zum Zwecke der Vieh- und besonders der Schafzucht; die Anlegung von prunkvollen Villen, Parks und Jagdgründen vollendete den Herrensitz, der Hunderte von kleinen Gütchen verschlungen hatte: so sehen wir Wandlungen im alten Italien, wie wir sie nach 1½ Jahrtausenden in England, besonders in Irland, wiederfinden.

Die Vereinigung von Gewinnsucht und Prunkliebe schuf eine Plantagenwirtschaft, so großartig, wie sie die Welt seitdem höchstens in den Südstaaten der amerikanischen Union gesehen hat; einer solchen mußte die freie Arbeit oder die des halbfreien Pächters bald zu teuer werden: die Bewirtschaftung durch mächtige Sklavenheere wurde zum Bedürfnis und zur Regel. Ein reichliches Material dafür lieferten die nicht endenden Kriege (so der Krieg in Epirus 167 v. Chr. allein 150000 Sklaven), aber bald reichten diese Zufuhren nicht mehr aus: es begann eine Einfuhr von menschlichen Arbeitstieren, hauptsächlich aus Vorderasien, die der modernen Verschleppung afrikanischer Negermassen auf den amerikanischen Kontinent keineswegs nachstand; auf dem einzigen großen Markte zu Delos soll manchmal von morgens bis abends eine Herde von 10000 Sklaven verkauft worden sein. Auch die Sklavenzucht ward zum Erwerbszweig, dessen sich selbst ein Cato nicht schämte. Infolge dieser Großwirtschaft, wie sie besonders auf Sizilien zur höchsten Ausbildung gelangt war, wurde der Kleinbetrieb im Landbau immer weniger einträglich; je nach dem Ausfall der Ernten kamen Preisschwankungen von 1 zu 6 vor, ja sogar von 1 zu 10, und in den besten Jahren wurden manchmal sizilische Getreideladungen nur um den Preis der Seefracht verkauft. Es trat auf agrarischem Gebiet ein Zustand ein, wie er sich auch in unseren Tagen aus dem Kampfe zwischen Handwerk und Großindustrie entwickelt: der Klein-

betrieb mußte unterliegen; immer massenhafter verließen die Bauern ihre Scholle, freiwillig oder vertrieben, ausgekauft oder ausgewuchert. Diese besitz- und erwerbslos gewordenen Massen strömten nun in die Städte, besonders nach Rom, wo ihnen Freiheit, Versorgung und Wohlleben winkten, sie vermehrten dort das müßige Proletariat und beförderten die Korruption, indem sie sich dem Dienste der Reichen und Mächtigen als ein zu allem bereites Gefolge verschrieben: in jedem vornehmen Hause lungerte der Troß „Klienten", zuerst Schützlinge, später Parteigänger, Spione und Straßenkämpfer. Der verderbliche Zug nach der Großstadt wurde noch gefördert durch die Steuerbefreiung sämtlicher römischer Bürger, damals 337000 an der Zahl, infolge der ungeheuren Beute des Mazedonischen Krieges, eine Befreiung, die über ein Jahrhundert, bis auf Cäsar, bestehen blieb. Der so in erschreckender Weise sich vertiefende und verbreiternde Abgrund zwischen reich und arm mußte notwendig auch die altbewährten politischen Einrichtungen in ein gefährliches Schwanken bringen. Hatten doch in jahrhundertelangen erbitterten Kämpfen mit den Patriziern nach und nach die Plebejer ein bedeutsames Maß von Rechten in der Staatsleitung, Gesetzgebung und Verwaltung errungen; jetzt wurden diese schwerwiegenden Privilegien mehr und mehr das Eigentum eines besitz- und gesinnungslosen Pöbels, während die aufsteigende Geldaristokratie dem mühelosen Gewinn nachjagte und auch die erprobte, einst unbestechliche Ehrenhaftigkeit der Senatoren allmählich den Standes- und Vermögensinteressen zum Opfer fiel.

So war, in großen Zügen geschildert, die wirtschaftliche und politische Lage Roms im letzten Jahrhundert der Republik: innerer sittlicher Verfall unter dem Glanze des äußeren Aufschwungs. — Doch zu allen Zeiten heben sich auch von dem grauen Hintergrunde solcher Zustände lichtere, reinere Gestalten ab, getragen von Vaterlandsliebe und Bürgertugend. Ihr persönliches Schicksal aber muß dann notwendig ein tragisches werden, und ein solches war denn auch das der beiden Gracchen. Die beiden Brüder, Tiberius und Gaius Gracchus, die am Wendepunkte der römischen Republik bestimmend in die Geschicke des Staates einzugreifen versuchten, entstammten dem berühmten Sempronischen Geschlechte, das sich vom plebejischen Ursprung zu einem der angesehensten der Stadt erhoben hatte. Viele ihrer Ahnen hatten ruhmvoll dem Gemeinwesen gedient; ihre Mutter Cornelia, aus dem Patrizierstamme der Scipionen, die Tochter des Siegers über Hannibal, war eine der edelsten und gebildetsten römischen Frauen. Als Witwe schlug sie die Hand des Königs von

Ägypten aus, um sich ganz der Erziehung ihrer drei am Leben gebliebenen Kinder zu widmen. Die beiden Söhne erhielten unter ihrer persönlichen Leitung eine vortreffliche Ausbildung, und vom fernen Kap Misenum aus stand sie später ihren Söhnen als treue Mutter und Beraterin nahe.

Der ältere, **Tiberius**, geb. 163 v. Chr., begleitete, kaum 16 Jahre alt, seinen Schwager Scipio Ämilianus auf dem Feldzuge, der zur Zerstörung Karthagos führte, und zeichnete sich später im Spanischen Kriege vor Numantia durch Tapferkeit und große Besonnenheit aus. Auf seiner Reise dorthin soll er in Etrurien (dem jetzigen Toskana) beim Anblick der verödeten, nur von Sklaven bebauten Felder zum erstenmal von der Notlage seines Vaterlandes ergriffen worden sein; der Sklavenkrieg in Sizilien, der jahrelang die tüchtigsten Feldherren und Legionen in Atem gehalten und Hunderttausenden auf beiden Seiten das Leben gekostet hat, mag seine Gedanken später zur Reife gebracht haben. Im Alter von 29 Jahren bewarb er sich erfolgreich um das Amt eines Volkstribuns, das mit dem Aufsteigen der Demokratie zu einem der machtvollsten in der Republik geworden war. Infolge des Auszuges der Plebejer auf den Heiligen Berg im Jahre 495 (er wird mit einiger Berechtigung als die erste organisierte Streikbewegung bezeichnet) waren zur Vertretung der Volksrechte den patrizischen Konsuln zwei Volkstribunen zur Seite gestellt worden, deren Zahl sich bald auf zehn vermehrte. Ihre Amtsperiode dauerte ein Jahr, ihre Person war unabsetzbar und unverletzlich.

Gleich nach seinem Amtsantritte legte Tiberius dem Volke ein Ackergesetz vor, das, mit großer Mäßigung abgefaßt, im wesentlichen eine Erneuerung des Licinischen war. Kein einzelner sollte von nun ab mehr als 500, keine Familie mehr als 1000 Morgen des Staatsgutes bewirtschaften; für die auf abzutretende Ländereien angewendeten Verbesserungen wurden Entschädigungen beantragt; die freiwerdenden Äcker sollten in Losen von 30 Morgen an die besitzlosen römischen Bürger und italischen Bundesgenossen zum ausschließlichen Feldbau verteilt werden, und zwar nicht als Eigentum, sondern als Erbpacht, gegen Zahlung einer Rente an die Staatskasse. Trotz der wütenden Opposition des von den Aristokraten beherrschten Senates gelang es dem Gracchus, durch seinen tiefen Ernst und seine zündende Beredsamkeit für das Gesetz Boden zu gewinnen, nachdem aus Italien und sogar aus den Provinzen zahllose Menschenmassen zu dessen Unterstützung nach Rom geströmt waren. „Die wilden Tiere," — so rief ihnen der Tribun zu — „die in Italien hausen, das Vieh, das auf seinen Weiden treibt, sie haben ihr Lager und ihre Höhlen,

aber die Bürger, die für Italien fechten, nennen nichts ihr eigen als Licht und Luft. Es lügen die Feldherren, wenn sie die Legionen vor der Schlacht ermahnen, die Gräber und Altäre gegen den Feind zu schützen: von allen diesen Römern hat keiner einen Grabhügel seiner Väter, keiner einen eigenen Herd! Für das Wohlleben anderer, für fremden Überfluß müssen sie streiten und sterben; sie heißen die Herren der Welt, und nicht eine einzige Erdscholle ist ihr Eigentum!" Die Revolution brauche nicht erst zu kommen, fährt er fort, sie sei schon da, in Sizilien, durch unsere eigene Schuld, weil die Menge der Unfreien und Besitzlosen immer mehr anwachse. Dieweil man trachte, mit Waffengewalt die ganze bewohnte Erde zu erobern, laufe man Gefahr, alles an den schlimmsten Feind, die innere Schwäche, zu verlieren. Man solle den Armen Arbeit geben, einen Acker und einen eigenen Herd, dadurch allein werde man die Ära der Revolution schließen.

Erbittert wogte der Kampf hin und her, da gelang es der Senatspartei, einen Mittribun des Tiberius, Marcus Octavius, zu bestimmen, daß er sein Veto gegen das Gesetz einlege (veto = Einspruch, der die Annahme eines Gesetzes verhindert). Gracchus, sein ganzes Reformwerk in Gefahr sehend, entschloß sich zu dem bis dahin unerhört revolutionären Schritt, den widerspenstigen Kollegen durch das Volk absetzen zu lassen. Das Ackergesetz wurde angenommen, und zur Sicherung seiner Ausführung ließ sich Tiberius mit seinem Bruder Gaius und seinem Schwiegervater Appius Claudius in die dazu eingesetzte Kommission wählen. Zum Entsetzen der Optimaten ging das Verteilungswerk rüstig vorwärts; bald aber zeigte sich, daß den neuen Bauern mit dem Lande allein nicht geholfen sein konnte. Um diese Zeit setzte Attalus, der letzte König von Pergamon, das römische Volk zum Erben seines Reiches ein; Tiberius benützte diese Gelegenheit, um durch das Volk beschließen zu lassen, daß diese Verfügung buchstäblich zu nehmen sei, d. h. daß das Volk selbst, unter Umgehung des Senats, die Verwaltung zu führen habe, und daß der Schatz des verstorbenen Königs dazu verwendet werden solle, die mit Ländereien bedachten Bürger mit dem nötigen Inventar auszurüsten. Dieser Beschluß steigerte die Erbitterung der Gegenpartei aufs höchste, und als Tiberius sich nach Ablauf seines Amtsjahres unter Vorbringung neuer volksfreundlicher Vorschläge (Erleichterung des Kriegsdienstes, Reform der Gerichtsbarkeit u. a. m.) von neuem zur Wahl stellte, wurde er mit 300 seiner Anhänger auf dem Kapitol durch die wütenden Senatoren mit zertrümmerten Stühlen, Bänken und Holzscheiten schnöde erschlagen.

Der gefährliche Mann war beseitigt, aber sein Werk, das Sempronische Gesetz, konnte nicht mehr zerstört werden: auf Grund desselben ist in wenigen Jahren die Anzahl der waffenfähigen römischen Bürger um beinahe 80000 gestiegen. — Gaius Gracchus, um 9 Jahre jünger, seinem Bruder an Talent, Charakterstärke und Leidenschaft weit überlegen, war der weit ausblickende, kühn revolutionäre Staatsmann gegenüber dem ruhigen, fast schwärmerischen Reformator. Tiberius hatte sich im Grunde nur mit einer großen Maßregel begnügt, Gaius aber trat, als er sich beinahe 10 Jahre nach dem Tode des Bruders zur Tribunatswahl stellte, mit einem umfassenden System hervor, das eine tiefgreifende Verfassungsänderung bedeutete. Die Gerichtsbarkeit und die Finanzverwaltung des Senates sollten zugunsten des Volkes erhebliche Einschränkungen erfahren, letztere hauptsächlich dadurch, daß künftig unter die bedürftigen Bürger Roms teils als Geschenk, teils zu niedrigen Preisen Getreide aus den öffentlichen Vorräten monatlich verteilt werden sollte. Großartige Straßenbauten zur Beschäftigung der Arbeitslosen wurden beantragt, die Militärlasten sollten (u. a. durch künftige Lieferung der soldatischen Ausrüstung seitens des Staates) erleichtert werden. Der Übervölkerung Roms und Italiens sollten neue überseeische Kolonien Abzug schaffen, und endlich sollte die Grundlage des Staates durch die Erteilung des römischen Bürgerrechtes an alle Bewohner Italiens verstärkt werden. In einer den echten Staatsmann kennzeichnenden Weise verstand es Gaius, durch die Getreidespenden die Plebejer der Stadt, durch die Aussicht auf das Bürgerrecht die Bewohner der italischen Landschaften und durch die Schaffung der Geschworenengerichte den kapitalistischen Ritterstand zu gewinnen. So gedachte er den Grund zu legen zu einer vereinigten starken demokratischen Partei, die unter seiner Führung die Macht des Adels vollständig brechen sollte. Vor einem solchen Gegner mußte man auf seiner Hut sein. — Nachdem alle seine Vorschläge bis auf die Gründung der Kolonie Karthago durchgegangen waren, verlegte sich in seiner Not der Senat selbst auf die Demagogie und ließ durch den ihm ergebenen Tribunen Livius Drusus das Gracchische Projekt noch überbieten: anstatt der wenigen überseeischen Ansiedelungen wurden dem Volke gleich 12 Kolonien mit je 3000 Bürgern in Italien selbst geboten. Die List gelang, Gaius verlor die Volksgunst, wurde nach zweijährigem, von einer erstaunlichen organisatorischen Tätigkeit ausgefülltem Tribunat nicht wiedergewählt und kurz darauf, im Alter von nur 32 Jahren, in nicht minder schmählicher Weise wie sein Bruder Tiberius ermordet beziehungsweise in den Tod getrieben.

Seinem Untergange folgte eine sinnlose wüste Reaktion auf allen Gebieten; doch hatte die Adelspartei durch diese Gewalttaten nur einen Aufschub, aber keine Rettung erreicht. Bei richtiger Pflege hätte vielleicht durch die Saat der Gracchen die Republik erhalten werden können, jetzt mußte sie dadurch in die Brüche gehen, denn „durch die Versuche der Gracchen ist ein Feuerbrand in die Welt geschleudert worden, dessen Wirkung erst nach Jahrhunderten gedämpft, niemals aber ganz verglommen ist: das Streben nach einer staatlichen Versorgung der ärmeren Klassen".

Mehr als zwei Menschenalter später kam den Gracchen ein großer Testamentsvollstrecker, Julius Cäsar. Er hatte die Unzuverlässigkeit der Demokratie erkannt, von Sulla gelernt, sie durch die Militärmacht zu bändigen, und schickte sich an, den platonischen Gedanken der demokratischen Monarchie zu erfüllen. Sehen wir nun, was unter seiner und seiner Nachfolger Hand aus den wirtschaftlichen Gedanken der Gracchen geworden ist.

Die demagogisch durchgeführte Ernährung der Massen auf öffentliche Kosten war mit Unterbrechungen ihren Weg weiter gegangen. Bei Cäsars Regierungsantritt wurden über 300000 faulenzende römische Bürger vom Staate mit einem jährlichen Aufwande von mehr als 10 Millionen Mark lebenslänglich gefüttert. Der Imperator ließ sich durch das Streben nach der Volksgunst nicht abhalten, eine strenge Sichtung unter diesen privilegierten Müßiggängern vorzunehmen; er verminderte ihre Zahl auf weniger als die Hälfte, indem er sich dabei von der Bedürftigkeit leiten ließ, und er hat so den Grund zu der modernen Armenpflege gelegt. Der böse Geist der ganzen Einrichtung ließ sich aber nicht bannen: die Herrin der Welt, die römische Plebs, durfte durch Arbeit nicht geschändet werden. — Das Nichtstun erhielt einen höheren Zweck durch das ständige Wachsen der Lustbarkeiten, der Tier- und Fechterspiele in der Arena, der Volksbewirtungen bei festlichen Anlässen. Cäsar selbst schon speiste bei seinem Triumphe im Jahre 46 das Volk an 22000 neunsitzigen Tafeln; schon zu seiner Zeit nahmen allein die sieben ordentlichen Volksfeste 62 Tage in Anspruch; von da an stiegen fortwährend die Spiele, bis sie unter Trajan einmal 123 Tage hintereinander währten.

Das Gracchische Projekt der Abfuhr der müßigen Bevölkerung nach neuen Kolonien hat Cäsar energisch aufgenommen, 80000 Ansiedler schickte er aus, um Korinth und Karthago wieder aufzurichten. In seinen Spuren wandelnd, hat auch Augustus die afrikanische Weltstadt in alter Größe wieder erstehen lassen. Aber der Pfuhl des römischen Massen-

elends war, wie es scheint, ebensowenig auszuschöpfen wie heute der von Ostlondon. — Mommsen, der beste Kenner des römischen Altertums, nennt in seiner Römischen Geschichte das Rom im Zeitalter der sterbenden Republik eine „Räuberhöhle" und schildert es „als ein London von heute mit der Sklavenbevölkerung von New Orleans, der Polizei von Konstantinopel, der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der Pariser von 1848".

Diesen Zuständen der Hefe des Volkes gegenüber steht als ergänzendes Seitenstück die steigende Habgier der Vornehmen und das vollständige Fehlen eines Mittelstandes. Schon um die Wende des 1. Jahrhunderts v. Chr. berichtet ein konservativer Gewährsmann, Marcius Philippus, daß es in Rom nicht 2000 Leute gebe, die über ein erhebliches Vermögen verfügen. Cato klagt, daß man die Räuber am Staate in Gold und Purpur gekleidet einhergehen sehe. Und wirklich durfte ein afrikanischer König, Jugurtha, sich rühmen, den stolzen römischen Senat mit Gold gekauft zu haben. Horaz versichert uns, daß Geld des Strebens höchstes Ziel war, „Tugend kommt erst nach dem Gelde!" Virgil bejammert die „gottverfluchte Goldgier", und Sallust erzählt: „Alles ist käuflich."

So vermochten denn auch die wirklich produktiven Maßregeln, die Landaufteilung und die Kolonisation, dem Rückgang der Landwirtschaft und zugleich dem der Bevölkerung keinen Einhalt zu gebieten, zumal in langen Friedensperioden auch die Sklavenwirtschaft zurückging. Aus dem Jahre 395 n. Chr. wird erzählt, daß allein in Kampanien nicht weniger als 528000 Morgen Landes brach lagen und versumpft waren. „Die Latifundien", so sagt Plinius, „haben Rom sowohl als auch die Provinzen zugrunde gerichtet." Die Geschichte des römischen Reiches zeigt uns das erschreckende Schauspiel einer durch den Großgrundbesitz untergehenden Landwirtschaft.

Vergebens suchen wir im ganzen Römertum nach großen gedanklichen Systemen des gesellschaftlichen Aufbaues, vergebens nach dem Bewußtsein einer höheren Gemeinsamkeit nicht allein der materiellen, sondern auch der geistigen Güter. Der aufs Nächstliegende, aufs Praktische gerichtete Tatsinn wendet sich auch in seinen sozialen Bestrebungen wesentlich nach der Seite der Konsumtion. Nicht unähnlich den Führern der sozial ebenso hilflosen ersten französischen Revolution sehen wir den bedeutendsten wirtschaftlichen Reformator der Kaiserzeit, Diocletian, einen zwecklosen Maximaltarif aufstellen für alle Lebensmittel und Waren, freilich auch für die Arbeitslöhne. Dieser mangelhafte Sozialismus aber war

nicht stark genug, um den gesellschaftlichen Verfall aufzuhalten; er mußte vielmehr den Staat vernichten, weil er nicht dazu führte, die Begünstigten zu produktiver Arbeit zu erziehen, sondern sie bei leidlich gesicherter Lebenshaltung nur in eitlem Nichtstun erhielt. Ehe die Menschheit zu einem neuen wirksameren Gemeinschaftsbewußtsein wieder erwachte, mußte sie erst in tausendjähriger Irrfahrt durch die Trümmer der antiken Welt zu einem neuen höheren Begriffe durchdringen, dem Begriffe des inneren Selbstwertes der befreiten Arbeit.

Literatur.

Mommsen, Th., Römische Geschichte. 10. Aufl. II. Bd. Berlin 1908.
Pöhlmann, R., Die Übervölkerung der antiken Großstädte. (Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft.) Leipzig 1884.
— Geschichte des antiken Sozialismus und Kommunismus. II. Bd. München 1901.
Weber, M., Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht. Stuttgart 1891.
Meyer, Ed., Untersuchungen zur Geschichte der Gracchen. Halle 1894.
— Die Sklaverei im Altertum. Dresden 1898.
Lewandowski, M., La question sociale à Rome au temps des Gracques. Paris 1896.
Bloch, L., Soziale Kämpfe im alten Rom. 3. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 22.) Leipzig 1913.
Maschke, R., Zur Theorie und Geschichte der römischen Ackergesetze. Tübingen 1906.

Viertes Kapitel.

Die Utopia des Thomas Morus.

Weltreiche vergehen, Schutt- und Aschenhügel bezeichnen die Stätten einstiger Kultur; die Träger gewaltiger Kämpfe, Herrschende wie Unterdrückte, sind längst vermodert und vergessen; die Gedanken aber leben fort, sie überdauern die Zeit, und an ihrem scheinbar erloschenen Feuer entzündet die ferne Zukunft von neuem die helleuchtende Fackel. Tausend Jahre nachdem die griechische Herrlichkeit zugrunde gegangen, erfolgte die Wiedergeburt ihres Schrifttums: mit Italiens größtem Dichter, Dante, beginnend, erfüllt von Süden her das Licht der klassischen Bildung das im Banne der mittelalterlichen Weltauffassung stehende Europa, bricht sich Bahn jene mächtige Bewegung der Geister, die man die Renaissance nennt, und deren literarische Führer sich den Namen der Humanisten beilegten. Einer der begabtesten unter ihnen war Thomas More, geboren zu London 1478, der sich in seinen nach damaligem Gebrauch lateinisch

geschriebenen Werken **Morus** nennt. Während die deutschen Humanisten, Erasmus, Reuchlin u. a. m., sich mit gelehrten, sprachwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Studien befaßten, führte den praktischen Engländer die eifrige Beschäftigung mit Plato auf das volkswirtschaftliche Gebiet. In dem schon weit fortgeschrittenen ökonomischen Leben seines Landes offenbarten sich ihm die Ursachen der Bedrückungen und Leiden des Volkes und die Unvollkommenheiten der Staatseinrichtungen; so vertiefte er sich in die sozialpolitischen Ideale des griechischen Philosophen. Er wandelt sie nach den Bedürfnissen der eigenen Zeit und kleidet sie in das poetische Gewand einer romanhaften Erzählung, indem er seinen Musterstaat auf eine weltentlegene Insel verlegt, welcher er den Namen **Utopia** gibt. Utopia wird wohl am besten mit „Nirgendheim" übersetzt; die Bezeichnung „utopisch" wird seitdem auf alle in der Theorie für nicht unvernünftig, aber in der Praxis für überschwenglich und unausführbar gehaltene Bestrebungen angewendet.

Es war die Zeit der geographischen Entdeckungen, zwei Jahrzehnte nach der ersten Fahrt des Kolumbus, in den Jahren 1515 und 1516, als Morus seine Utopia verfaßte. Die Zeitgenossen dürsteten nach abenteuerlichen Reisebeschreibungen, nach Schilderungen wunderbarer Länder und Völker; so legt denn auch Morus die Mär von seiner Glücksinsel einem weitgereisten Manne mit Namen Raphael Hythloday in den Mund, mit dem er angeblich, aus Anlaß einer Gesandtschaft, in Antwerpen zusammentrifft.

Die Unterhaltung geht davon aus, daß man damals in England die Diebe aufhängte und derselben doch nicht weniger wurden. Der Erzähler findet, daß diese Strafe viel zu strenge und doch ganz ungenügend sei: Menschen, die das Recht in solcher Weise üben, gleichen jenen schlechten Schulmeistern, die ihre Zöglinge lieber prügeln als belehren. Es wäre besser, dafür zu sorgen, daß die Armen ihren Unterhalt fänden und nicht zu stehlen brauchten. — Auf den Einwand hin, daß sie ja alle in den Gewerben und der Landwirtschaft ihr Auskommen finden könnten, wenn sie nur arbeiten wollten, werden die Gründe entwickelt, warum dies in Wahrheit durchaus nicht zutreffe. Zunächst liefern die beständigen Kriege eine sich nie erschöpfende Menge von geschwächten und verkrüppelten Menschen, die sich nicht mehr ernähren können. Sodann halten die zahlreichen Edelleute, die, den Drohnen gleich, von der Arbeit anderer, von der Aussaugung der Bauern leben, Scharen von Dienern, die nichts anderes gelernt haben als Müßiggang und Wohlleben und, zu jedem

Erwerb unfähig, auf der Straße liegen, sobald ihr Herr sie entläßt oder stirbt. Drüben in Frankreich ist es noch viel schlimmer: da ist selbst in Friedenszeiten das ganze Land zum Zwecke der ständigen Kriege von Söldnerscharen erfüllt, die es gleich wilden Tieren unsicher machen, verwüsten und ausrauben. Und doch gibt es nichts Schlimmeres und Überflüssigeres als ein stehendes Heer im Frieden; es ist unnütz, daß des Krieges wegen, den man doch nur hat, wenn man ihn haben will, Scharen von Menschen unterhalten werden, die in Friedenszeiten eine wahre Landplage sind; tausendmal mehr sollte man doch auf den Frieden bedacht sein als auf den Krieg.

Aber es gibt eine noch viel schlimmere, allgemeinere Ursache der Verarmung: merkwürdigerweise sind es die Schafe, von welchen die Menschen aufgefressen werden. Barone, Ritter und Prälaten, sie alle sind nicht mehr zufrieden mit dem ruhigen Auskommen ihrer Vorfahren, die Wolle zeigt ihnen viel höheren Gewinn als das Korn: so verwandeln sie das Ackerland in Viehweiden, die sie einhegen; Häuser und Dörfer reißen sie nieder bis auf die Kirche, die sie als Schafstall benützen. So machen diese braven, heiligen Leute zu Einöden die Stätten, wo früher glückliche Menschen zufrieden wohnten, und über die einstmals segenbringend der Pflug ging. Ein einziger gieriger Vielfraß kann als wahre Landplage Tausende von Ackern Landes zusammenwuchern, indem er die kleinen Besitzer auskauft oder mit Unrecht, Gewalt oder Betrug so lange verfolgt, bis sie freiwillig abziehen. Dann müssen sie, Männer und Weiber, Witwen und Waisen, arm und elend in die weite Welt hinauswandern. Sie finden keine Ruhestätte, und wenn sie ihren kärglichen Hausrat um ein Spottgeld veräußert haben, so bleibt ihnen, um den Hunger zu stillen, nichts mehr als Betteln oder Stehlen, um dann entweder dem Gefängnis oder dem Galgen zu verfallen. Denn Arbeit können sie ja nicht finden, weil ein einziger Hirte oder Schäfer da genügt, wo früher viele fleißige Hände vonnöten waren.

Und der Rückgang des Ackerbaues verteuert noch die Lebensmittel. Auch das Großvieh wird teurer, weil die Reichen sich nicht mehr mit dem Aufziehen, sondern nur mit dem Mästen abgeben und vermöge ihrer geringen Zahl den Markt beherrschen können. Selbst die Wolle wird monopolisiert und im Preise gesteigert, so daß die armen Leute, die ehedem in selbständiger Hausweberei Verdienst fanden, sie nicht mehr zu kaufen vermögen. Die verteuerte Lebenshaltung zwingt sogar viele Begüterte zur Einschränkung, zur Entlassung des Gesindes, was wiederum nur die Schar

der Landstreicher vermehrt. Als Gegenbild zu der steigenden Not des armen Volkes greift bei den Edelleuten und ihrem Gefolge, ja schon bei den Kaufleuten und Handwerkern, Luxus und Üppigkeit um sich; Mode, Trunk, Spiel und Laster aller Art ruinieren die Vermögen und führen viele auf die Bahn des Elends und des Verbrechens.

Machet bessere Gesetze — so ruft der strenge Kritiker —, zwinget die Verwüster, Häuser und Dörfer wieder aufzubauen, sorget, daß das Ackerland wieder bearbeitet werde, verbietet die den Markt beherrschenden Monopole der Reichen, erneuert das Webergewerbe, damit es ehrliche Arbeit gebe für die, die jetzt Bettler und Diebe sind und bald Räuber werden müssen! Jetzt aber macht ihr selbst Verbrecher, um sie dann zu strafen. Ihr strafet die Diebe mit dem Tode, gleich den Mördern, und ihr merket gar nicht, daß ihr selber aus ihnen Mörder machet, als welche sie ja leichter die Entdeckung des Diebstahls verhindern.

Die Fürsten sollen zunächst ihre unsinnige Kriegs- und Eroberungspolitik aufgeben und ihrer Ländergier entsagen, denn ihre jetzigen Staaten sind ja schon viel zu groß, um von einem einzigen gut regiert zu werden. Dann sollen sie auch ihre innere Politik ändern, die immer noch darauf ausgeht, möglichst viel Geld aus dem Volke herauszupressen, sei es durch Steuern, Bußen, Lizenzen und Monopole, sei es sogar durch die Verschlechterung der Münzen zu ihrem direkten Vorteil; sie sollen aufhören, durch die Bestechung gefügiger Richter ihre schlimmsten Taten rechtfertigen zu lassen, sie sollen brechen mit dem blöden Grundsatz, daß man die Leute arm halten müsse, damit sie geduldig bleiben. Das Gemeinwesen hat den König für das Volk eingesetzt, damit es in Ruhe und Recht leben könne; darum müßte der König mehr für Wohlstand und Reichtum seiner Schutzbefohlenen sorgen als für seine eigenen Schätze. Was würde man denn von einem Schäfer halten, der nur für sich selbst sorgte und die Herde vernachlässigte? — Nichts ist gefährlicher als ein Volk von Bettlern, denn der Unzufriedene strebt immer nach Umsturz, und wer nichts zu verlieren hat, der ist am meisten geneigt, alles in Unordnung zu bringen.

Als Endergebnis dieser Betrachtungen legt Morus dem kritischen Erzähler seine eigene Ansicht in den Mund, daß da, wo Privateigentum besteht, und wo das Geld alles beherrscht, niemals das Gemeinwohl blühen und gedeihen könne. Man müßte denn glauben, daß Gerechtigkeit da walten könne, wo das Recht in den Händen schlechter, eigensüchtiger Menschen liegt, oder daß ein wirklicher Wohlstand da blühe, wo die Masse der Menschen elend und bettelhaft lebt, während das gesamte Eigentum den

wenigen zusteht, die trotzdem nicht gut und glücklich fortkommen. — An der Hand dieser scharfen Verurteilung des Bestehenden gelangt nun der Reisende zur Schilderung des Staates Utopia, in dem er angeblich 5 Jahre geweilt hat.

Jene Insel, 200 Meilen lang und 500 Meilen im Umfang, mit einem guten Hafen versehen und durch Befestigungen geschützt, enthält 54 Städte, die alle in ungefähr gleicher Entfernung voneinander liegen und von annähernd gleichen Gebieten Ackerlandes umgeben sind. Die Straßen sind breit und luftig, die gleichartig gebauten Häuser sind auf der Rückseite von Gärten begrenzt. Die Beschreibung der prächtigen Hauptstadt Amaurotum erinnert an die Lage von London. In jedem Hause wohnt eine Familiengemeinschaft von etwa 40 Personen; die verheirateten Söhne teilen nämlich den Haushalt der Eltern, während die Töchter dem Manne ihrer Wahl nachziehen. (Beiläufig bemerkt, entspricht dies der noch heute bestehenden Organisation der chinesischen und japanischen Familie.) Der jeweils Älteste ist der Regent des Hauses; je 30 Familien stehen unter einem Aufseher, Philarch genannt, je 300 unter einem Oberphilarchen. Eigentum an Grundstücken gibt es nicht: sogar die Häuser müssen, um das Einreißen von Luxus zu vermeiden, jeweils nach 10 Jahren gewechselt werden. Die Hälfte der Familie wohnt jederzeit auf dem Lande und versieht den Ackerbau; nach 2 Jahren kehrt sie in die Stadt zurück und wird von der anderen Hälfte abgelöst. Die Staatsverfassung ist die einer demokratischen Wahlmonarchie: der Fürst wird von sämtlichen Philarchen aus vier vom Volke Vorgeschlagenen in geheimer Wahl auf Lebenszeit erwählt; er kann abgesetzt werden, wenn er sich Mißbräuche oder Tyrannei zuschulden kommen läßt.

Alle Einwohner sind also der Landwirtschaft kundig und müssen sie zeitweilig betreiben, aber jeder kann daneben ein Gewerbe oder mehrere lernen und ausüben oder auch den Wissenschaften sich widmen. Die Frauen sind den Männern vollkommen gleichberechtigt, doch werden ihnen die leichteren Arbeiten zugeteilt, wie z. B. die Anfertigung von Kleidern aus Wolle und Flachs, die, bei geringen Unterschieden für die Geschlechter, von gleichem Stoff und Schnitt für alle sind und von der gleichen Naturfarbe der Wolle. Niemand darf müßig gehen, aber es soll auch niemand unmäßig arbeiten. Zum ersten Male in der modernen Literatur tritt hier der Normalarbeitstag auf, der 6 Stunden beträgt, je 3 vor- und nachmittags. Der Rest der Zeit ist der Ruhe und dem Schlafe gewidmet wie auch der Erholung durch Spiel und durch Vorträge, die

jeweils in den frühen Morgenstunden stattfinden. Die sechsstündige Arbeitszeit wird für vollkommen ausreichend erklärt, weil eben alle arbeiten, Männer und Frauen, und weil es in keiner Stadt, mit Ausnahme von etwa 500 alten oder schwächlichen Personen, die von Arbeit entlastet werden, Müßiggänger, wie z. B. Priester, Edelleute, Diener und Bettler, gibt. Nur die Begabtesten erhalten die Erlaubnis, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen, aus ihrer Zahl werden die Leiter des Gemeinwesens entnommen. Die begrenzte Arbeitszeit erscheint um so mehr genügend, als kein Luxus getrieben wird: die Häuser werden stets in gutem Stande erhalten, die aus Leder gemachten Arbeitskleider halten 7 Jahre, auch die anderen Kleider bedürfen wegen ihrer Einfachheit keiner oftmaligen Erneuerung, und wegen ihrer Gleichheit sind große Vorräte unnötig. Ja, es kommt nicht selten vor, daß die Obrigkeit die sechsstündige Arbeitszeit noch vorübergehend herabsetzt, da keine überflüssige Arbeit getan werden soll, wenn genügende Vorräte des Notwendigen vorhanden sind.

Die Regelung der Bevölkerung ist eine wichtige Aufgabe der Staatsverwaltung: zwar werden nicht, wie bei Plato, die Fortpflanzung und die Zahl der Kinder durch Vorschriften bestimmt, aber jeder Haushalt soll nicht weniger als 10 und nicht mehr als 16 Kinder im Alter bis zu 14 Jahren umschließen; zeigt sich Überschuß oder Mangel, so werden die Familien gegenseitig entlastet oder ergänzt. Eine ähnliche Ausgleichung findet unter den verschiedenen Städten statt; ein allgemein eintretender Überschuß der Bevölkerung wird zur Gründung von Kolonien durch Besiedlung benachbarter unbebauter Länder verwendet. Hier zeigt sich eine auffallende Abirrung von dem sonst so gerechten System, indem diese Kolonien im Falle des Widerstandes mittels Krieges erworben werden sollen. Wenn die Bevölkerung Utopiens allgemein abnimmt, so sollen zu deren Ergänzung Fremde herbeigeholt werden.

In jedem der vier Quartiere einer jeden Stadt findet sich ein großer Marktplatz, von Magazinen umgeben, in die jeder seine Produkte abliefert, und aus denen jeder Familienvater frei holen kann, was er für seinen Haushalt gebraucht. Warum sollte er auch mehr holen, nachdem er ja sicher ist, daß ein Mangel niemals eintreten kann? Ist es doch lediglich die Furcht vor Mangel oder die Eitelkeit, wodurch Begehrlichkeit erzeugt wird! — Die Einwohner der Stadt nehmen ihre Mahlzeiten in gemeinsamen Speisehallen ein, aber ohne jeden Zwang. Trotzdem will niemand daheim in Langeweile schlechter essen, da er doch das Beste in fröhlich anregender Gesellschaft haben kann. Die auf dem Lande Wohnenden speisen

in ihrem eigenen Haushalt. — In jeder Stadt sind außerhalb der Mauern 4 Spitäler, die so trefflich eingerichtet sind, daß jeder Kranke (obwohl auch hierfür kein Zwang besteht) es vorzieht, dorthin zu gehen. Wirtshäuser u. dgl. gibt es in Utopien nicht (wie z. B. auch heute nicht im ganzen Gebiete des Islam mit Ausnahme einiger kosmopolitischer Großstädte und der europäischen Türkei). Reisenden dient die Gastfreundschaft, die sie aber nicht der Arbeitspflicht entbindet: sie haben auch am fremden Orte während der vorschriftsmäßigen Zeit ihrem Berufe obzuliegen.

Die verschiedenen Städte zeigen sich gegenseitig an, wessen sie bedürfen, und tauschen das Nötige ohne Entgelt einfach aus. So lebt die ganze große Bevölkerung der Insel wie eine Familie. — Allgemeiner Mangel kann nie eintreten, weil stets darauf Bedacht genommen wird, daß von allem Notwendigen Vorräte für 2 Jahre vorhanden sind. Etwaiger Überschuß wird ausgeführt; zunächst wird der siebente Teil den Armen der Importländer geschenkt, der Rest sodann verkauft. Da die Utopier außer Eisen kaum fremder Erzeugnisse bedürfen, auf Gold und Silber aber gar keinen Wert legen, so borgen sie gegen staatliche Sicherstellung den Fremden ihre Forderungen und unterhalten so ständig große Guthaben im Auslande, die sie im Kriegsfalle zur Anwerbung von Soldaten verwenden, weil ihre eigenen Bürger ihnen viel zu kostbar sind, um sie ohne Not in Gefahr zu bringen. Dieser Reichtum dient ihnen auch dazu, Kriege möglichst zu vermeiden oder rasch ohne Blutvergießen zu beendigen, indem sie die Führer der Feinde zu bestechen versuchen. Ein solches Vorgehen entspricht zwar durchaus nicht den sonstigen sittlichen Grundsätzen des Musterstaates, wohl aber läßt sich darin das Vorbild der späteren englischen Politik unschwer erkennen.

Gold und Silber werden in Utopien verachtet. Denn man könnte diese Metalle ja vollständig entbehren, wenn nicht die menschliche Torheit sie, einzig wegen ihrer Seltenheit, höher schätzte. Die sorgsame Mutter Natur hat uns die notwendigsten Dinge (Luft, Wasser, Erde) offen zum Gebrauche hingelegt, während sie das Unnütze meist weislich in ihrem Schoß verbirgt. — Aus Gold bereiten daher die Utopier die unwürdigsten Geschirre, aus Gold fertigen sie die Ketten an für ihre Sklaven, Ohr-, Finger- und Halsringe zur Kennzeichnung der Verbrecher. Perlen und Diamanten dienen den kleinen Kindern als Spielzeug. — Was macht den Unterschied zwischen einem echten und einem falschen Edelstein, sobald man sie nicht auseinander kennt? Und wie kann jemand an einem glitzernden Steine wahres Vergnügen haben, der die Sterne, ja, die Sonne zu sehen ver-

mag? — Oder warum soll man einen Menschen für besser halten, weil er eine feinere Wolle trägt, die doch vor ihm auch nur ein Schaf getragen hat? — Weshalb soll ein so unnötiges Ding wie das Gold mehr gelten als selbst der Mensch, so daß ein einziger noch so dummer Kerl viele Menschen in Abhängigkeit halten und fast göttliche Ehren genießen kann, so er nur einen großen Haufen Goldes besitzt?

Ihre Muße widmen die Utopier der Wissenschaft und haben es darin für ihre Zeit schon recht weit gebracht: sie betreiben schon die künstliche Ausbrütung der Hühner, bestimmen das Wetter im voraus und führen eine sehr genaue Statistik. — Sie suchen das Glück des Lebens in ehrlich arbeitsamem friedlichen Wandel und in allen Arten des sittlich erlaubten Vergnügens: alle rohen und blutigen Beschäftigungen überlassen sie den unfreien Knechten (zu welchen die Verbrecher herabgestoßen werden), so nicht nur das Gewerbe der Metzgerei, sondern auch das „edle Weidwerk" (in Hinsicht auf das letztere stimmen sie mit Friedrich dem Großen überein).

Ihr Staat beruht auf strenger Monogamie; die Utopier heiraten früh und lediglich nach Neigung, weil ihnen Nahrungssorgen und Geldrücksichten nicht im Wege stehen; deshalb kann auch der außereheliche Geschlechtsverkehr strenge verpönt sein. — Vor der Hochzeit müssen die Verlobten unter Wahrung diskreter Formen einander auch körperlich unverhüllt gezeigt werden, um Täuschungen zu vermeiden. „Darüber lachen freilich diejenigen Leute, die, wenn sie um lumpiges Geld ein Pferd erwerben, es aufs allergenaueste prüfen." — Ehescheidung wird nur bewilligt in Fällen von Ehebruch oder auf Grund freiwilliger Entschließung infolge gegenseitiger Abneigung.

Die Utopier haben volle Religionsfreiheit, aber sie glauben an einen geistigen, die ganze Welt erfüllenden Gott, an eine sittliche Weltordnung und an die Unsterblichkeit der Seele. Wer anderer Meinung ist, wird nicht verfolgt, erfreut sich aber keiner Achtung. Sie haben auch nicht, wie die anderen Völker, eine zwiefache Moral, eine für die Niederen und eine für die Herrscher. Ebenso haben sie sehr wenige Gesetze, da Gesetze für gebildete Völker nicht nötig sind; die wenigen kennt jedermann, so daß die Utopier der Rechtskundigen und Anwälte nicht bedürfen. Die Priester, zu deren Amt auch Frauen, jedoch nur ältere, zugelassen werden, üben keine besondere Macht aus: der Leiter der Familie ist der Beichtvater seines ganzen Hauses. Hoffart und Prunk ist ausgeschlossen: als Symbol der Würde trägt der Fürst eine Kornähre, der Priester eine Wachskerze.

„In anderen Ländern redet man vom gemeinen Wesen, und doch jagt jeder nur dem eigenen Gewinne nach; hier, wo nichts privat ist, sieht jeder nach dem gemeinsamen Besten. Anderswo, und zwar in den reichsten Gegenden, stirbt man Hungers, wenn man nicht Vorräte ansammelt, und muß deshalb mehr an sich als an die anderen denken. Wo alles gemeinsam ist, da kann niemals einem etwas fehlen, dort gibt es keine Armen und keine Bettler, niemand besitzt, und doch ist jeder reich. Denn was ist größerer Reichtum, als fröhlich und ohne Not zu leben, unbesorgt um den eigenen Unterhalt, unberührt durch Klagen und Anforderungen der Hausfrau, nicht beängstigt durch die Sorge um die dereinstige Armut des Sohnes oder um die Mitgift der Tochter, um die Existenz der Arbeitsunfähigen, der Alten, Schwachen und Kranken?

„Bei allen anderen Nationen findet man keine Spur von Recht und Gerechtigkeit. Denn wo liegt Gerechtigkeit, wenn ein reicher Goldschmied oder Wucherer, der nichts oder doch nichts Notwendiges arbeitet, herrlich und in Freuden lebt, während arme, wie Lasttiere schaffende Arbeiter, Gewerbs- und Ackerleute, ohne die das Gemeinwesen nicht bestehen kann, elender daran sind als ihr eigenes Vieh? Dieses wird reichlich gefüttert und hat keine Sorge für die kommende Zeit; aber sie müssen unter schwerer und unfruchtbarer Arbeit, unter Hunger und Entbehrungen mit Entsetzen an das Alter denken und an einen Tod im Bettelelend. Ist es nicht ein ganz ungerechter Staat, der Lohn und Ehren an Faulenzer verschwendet, seine nötigsten Stützen aber unversorgt einem elenden Tode ausliefert?

„Dazu kommt aber noch, daß sich die Reichen an dem privaten Betruge nicht einmal genügen lassen, daß sie noch zu ihrem eigenen Vorteil Gesetze machen, denen sie den Namen der Gerechtigkeit geben. Sie erfinden stets neue Mittel, um das unrecht erworbene Gut zu bewahren und sich die Arbeit der Armen für eine möglichst geringe Gegenleistung dienstbar zu machen. — Und wenn sie wenigstens selbst dabei glücklich wären! Aber sie sind bei all ihrer Unersättlichkeit doch gar weit entfernt von dem Glücke der Utopier, bei denen der Ausschluß des Geldes die meisten Sorgen beseitigt, bei denen dem Unglück und der Schlechtigkeit die Wurzeln abgegraben sind. Denn alle Verbrechen wie Betrug, Diebstahl, Mord, Verrat, die durch Strafen nur gerächt und nicht verhindert werden können, schwinden mit dem Gelde; die trübe Quelle der Verbrechen, die Armut selbst, die ja nur durch den Mangel an Geld entsteht, folgt ihnen nach. — In den Jahren, da Tausende Hungers sterben, würde man am

Ende der Hungersnot in den Scheunen der Reichen noch Getreide genug vorfinden, mit dem man alle hätte erhalten können.

„Auch die Reichen sollten endlich einsehen, daß es viel besser ist, nichts Nötiges je entbehren zu müssen, als Überfluß an Unnötigem zu haben. Solche Einsicht und das Wort Christi würden längst diesen Wahrheiten zum Durchbruch verholfen haben, wenn nicht die Ungeheuer noch herrschten: Stolz und Hochmut. Diese sind aus den Herzen der Menschen nicht auszureißen und verleiten uns, Reichtum und Glück nicht an uns selbst zu messen, sondern nur an dem Elend der anderen, über die wir regieren und triumphieren wollen."

Das ist in kurzen Worten der Inhalt des ergreifenden Buches von Thomas Morus, der vieles von Plato als seinem Vorbilde entlehnt, aber als praktischer Staatsmann sich einen festeren Boden geschaffen hat: weder mit der Weiber- und Kindergemeinschaft des aristokratischen „Staates" noch mit der Zwangsanstalt der „Gesetze" vermochte er sich zu befreunden. Auf der sicheren Kulturgrundlage der Familie huldigt er überall dem Grundsatz der bürgerlichen und geistigen Freiheit; selbst seine religiösen Ansichten stehen turmhoch über dem verknöcherten Dogmatismus seiner Zeit und erinnern vielmehr an das 18. Jahrhundert, was um so merkwürdiger erscheint, als Morus ein guter Katholik und Gegner der Reformation war. Privateigentum und Geldwirtschaft erkennt er als die Grundlagen alles Übels und will sie darum aus der Welt schaffen; er ist kein Feind von Handel und Gewerbe wie Plato, gründet aber doch gleich diesem sein Gemeinwesen auf den weniger erwerbsgierigen Ackerbau.

Zu Morus' Zeiten und noch lange nachher hat man seine Vorschläge lediglich als eine Art harmloser Gedankenspielerei angesehen, obschon unter den damaligen einfacheren Verhältnissen ein Mann wie er recht wohl an die Ausführbarkeit seines Ideals glauben konnte und zweifellos auch glaubte. Durch die Verkettung unseres gesteigerten modernen Wirtschaftslebens ist sein System längst überholt; aber in seiner großartigen, geschlossenen Einfachheit, in seiner von höchstem sittlichen Ernste getragenen Kritik der Mißstände jener Tage, die im wesentlichen auch noch diejenigen der unserigen sind, steht Morus einzig in seiner Art am Wendepunkte einer neuen Zeit. Selber der damaligen herrschenden Klasse entsprossen und in deren Überlieferungen auferzogen, ist er einer der ersten jener vielverspotteten „Ideologen", die doch allzeit den Männern der Tat die Wege gezeigt und gebahnt haben.

Auch ihm blieb die Versuchung nicht erspart, sich gleich Plato in den Dienst eines Tyrannen zu stellen. Heinrich VIII. zog den lange Widerstrebenden an seinen Hof, wo er bis zur Höhe des Staatskanzlers stieg; da er den schlimmen Neigungen des rohen und gewalttätigen Schöpfers der englischen Reformation nicht frönen wollte, so endigte er im Jahre 1535, 20 Jahre nach dem Erscheinen der Utopia, auf dem Schafott. Er starb gefaßt, beinahe heiter, als ein echter Philosoph, der das eitle Leben und Treiben der Menschen verlacht und verachtet.

Aus seinem Hauptwerke aber ist eine reiche Literatur herausgewachsen, die, oft in spielender romanhafter Form, aber meist nicht ohne Ernst, das soziale Problem behandelt und so durch mehr als 3 Jahrhunderte hinführt bis auf die Gegenwart, bis zu den Trägern des modernen Sozialismus. In bunten, schillernden Farben, bald vorwiegend erzieherisch, bald mehr politisch, mit mehr oder weniger Phantasie und Geschick, werden da die Bilder ferner Fabelländer und späterer Zeiten der unglücklichen und unzufriedenen Welt vorgehalten. Keiner dieser zahlreichen Nachfolger und Nachahmer aber hat Morus an Tiefe der Auffassung und Wärme der Darstellung übertroffen; deshalb darf sich diese Übersicht mit der Vorführung des Originals bescheiden. Im Anhang führen wir indessen die vornehmsten dieser späteren „Utopien" auf, die, immerhin viel Anziehendes und Eigenartiges enthaltend, sich dem Selbststudium empfehlen.

Verzeichnis der wichtigsten sozialpolitischen „Utopien" von Thomas Morus bis auf die Neuzeit.

Thomas Morus, Utopia. Neu revidierte Ausgabe des lateinischen Textes nach der editio princeps. Herausgegeben von V. Michels und Th. Ziegler. (Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben von M. Herrmann. Bd. XI.) Berlin 1895.

— Deutsche Übersetzung von I. L. Wessely. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, Heft 11—13.) München 1896.

Campanella, Thomas, Civitas solis, der „Sonnenstaat", veröffentlicht als Anhang zu Teil III des Werkes: Realis philosophiae epilogisticae. Frankfurt 1620.

— Deutsche Übersetzung: Der Sonnenstaat, von I. L. Wessely. München 1900.

Andreae, Joh. Val., Rei publicae Christianopolitanae descriptio, Beschreibung des Staates Christianopolis, 1619.

Harrington, James, Oceana, 1656.

Vairasse, Dénis, Histoire des Sevarambes. Amsterdam 1677.

Morelly, N., Naufrage des îles flottantes. 1753.

Fichte Joh. Gottl., Der geschlossene Handelsstaat. Tübingen 1800.

Cabet, Étienne, Voyage en Icarie, 1842. Deutsch von Wendel-Hippler, Paris 1847; neue Ausgabe Magdeburg 1894.

Bellamy, Edward, Rückblick aus dem Jahre 2000, 1887. Deutsch von Georg v. Gizicky, bei Reklam.
Hertzka, Theodor, Freiland. 1890.

Literatur.

Kleinwächter, Fr., Die Staatsromane. Wien 1891.
Adler, G., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. I. Bd. Leipzig 1899.
Voigt, A., Die sozialen Utopien. 8. Aufl. Leipzig 1911.
Reiner, J., Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal. (Plato, Morus, Campanella, Cabet.) Jena 1906.
Kautsky, K., Thomas Morus und seine Utopie. 2. Aufl. Stuttgart 1907.
— Thomas More. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, I. Bd. 2. Teil.) Stuttgart 1895.
Lafargue, P., Thomas Campanella. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. I. Bd. 2. Teil.) Stuttgart 1895.
Shaw, Ikaria. New York und London 1884. Deutsch von Jacobi. Stuttgart 1886.
Lux, H., Etienne Cabet und der ikarische Kommunismus. Stuttgart 1894.

Fünftes Kapitel.

Aus der Zeit der Reformation und des Bauernkrieges.

Das soziale Leben im Herzen von Europa, auf deutschem Boden, beruhte noch mehr und länger auf der Landwirtschaft als dasjenige Englands, wo viel frühzeitiger schon Gewerbe und Handel mitbestimmenden Einfluß gewonnen hatten und die Großstadt zu ausschlaggebender politischer Bedeutung gelangt war. Zwar hatte deutsche Tatkraft in dem mächtigen mittelalterlichen Bunde der Hansa die freien Reichsstädte der Nord- und Ostsee und der dazu gehörigen Flußgebiete in Handel und Verkehr zu Schutz und Trutz geeinigt; aber im Binnenlande, zumal im Süden, herrschte noch der Ackerbau auf seinen alten Grundlagen. Die Gemeinwirtschaft in der Form der alten Markgenossenschaften erhielt sich als Regel bis in die späten Zeiten des Mittelalters: Acker, Wiese und Wald — die beiden letzteren am längsten — gehörten der Gesamtheit; der einzelne erfreute sich meist eines leidlich gesicherten Auskommens auf Grund einer geregelten Nutzungsordnung und dank den Erbschaftsgesetzen, die auf den einfachen Grundsätzen des germanischen Rechtes beruhten. Die Gewerbe waren noch verhältnismäßig wenig ausgebildet und hatten nur größere Bedeutung, insofern sie der Landwirtschaft als Hilfskräfte dienten; der Verkehr aber bewegte sich in den engsten lokalen Grenzen. Die

gewerbliche Tätigkeit war zudem durch die Zunftordnungen in einer relativ vollkommenen Weise geregelt, wie denn überhaupt das Wirtschaftsleben des frühen Mittelalters eine in der Geschichte seltene Ordnung und Einheit zeigt. Über den freien, ihre eigene Gerichtsbarkeit ausübenden Gemeindeverbänden stand einzig als schützende Macht der König, dem nur geringe zeitweilige Abgaben zu leisten waren; für den dürftigen Unterricht und die Erhaltung der Armen sorgte die Kirche, wofür sie den auf die biblische Überlieferung begründeten Zehnten erhob.

In diese patriarchalisch einfachen Lebens- und Rechtsverhältnisse legte der Wandel der Zeiten allmählich Bresche. Die sich ausdehnende Gewerbstätigkeit fand mehr und mehr ihren gesonderten Mittelpunkt in den Städten; dort erhob sich die ursprünglich rein wirtschaftliche Ordnung der Zünfte zu politischer Bedeutung in einem meistens erfolgreichen Kampfe gegen die alten patrizischen Geschlechter. Diese letzteren wandten sich vielfach dem aufblühenden Handel zu: auch im Süden des Reiches entstanden die mächtigen kapitalistischen Handels- und Bankkompagnien der Fugger, Welser und Genossen. Diese Handelshäuser führten die Produkte des fernen Ostens durch den Verkehr mit den seebeherrschenden oberitalienischen Republiken und später die Schätze der neuentdeckten westlichen Erdteile durch die Vermittlung Spaniens und Portugals dem europäischen Markte zu. Eine Umwälzung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse konnte nicht ausbleiben infolge der eingetretenen Mehrung des Kapitalreichtums, des Eindringens einer gesteigerten Geldwirtschaft und einer verfeinerten Lebenshaltung. Die alten, auf rein landwirtschaftliche Verhältnisse begründeten Rechtsformen reichten nicht mehr aus: mit den neuerwachten klassischen Studien drang auch das römische Recht, das der herrschenden Geistlichkeit schon früher als Norm gedient hatte, mehr und mehr in alle Beziehungen ein, mit seinem schroffen Eigentumsbegriff, seinen andersgearteten Erbschaftsbestimmungen, seinem verwickelten, dem einfachen Landmann unverständlichen Verfahren und seiner Übertragung von Verwaltung und Gerichtsbarkeit an besondere, fachmännisch vorgebildete Stände.

Der Einfluß der Städte, deren herrschende demokratische Kreise sich im Wetteifer mit den patrizischen Kaufherren durch ihren Reichtum wichtige Privilegien von der stets geldbedürftigen Reichsgewalt zu erringen verstanden, stieg beständig, ebenso die Macht der kleinen Fürsten und Herren, während die eigentliche höchste Staatsgewalt immer mehr dem Verfall

entgegenging. Der Grundadel, der einstmals zufrieden und bescheiden auf seinen Schlössern gehaust und höchstens in Kriegs- und Ritterdiensten seiner Tatenlust gefrönt hatte, sah nun das Beispiel der Bereicherung in den Städten vor sich, der steigende Luxus wirkte ansteckend, und der Glanz des verfeinerten Lebens an den kleinen Fürstenhöfen und Kirchensitzen übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Auch die geistlichen Herren, die Prälaten und Äbte, vermochten sich dem verführerischen Beispiel nicht zu entziehen, allenthalben stiegen in den oberen Klassen die Anforderungen der Lebenshaltung, und die Mittel zu deren Befriedigung konnten nur vom Bauern genommen werden. Sich selbst immer mehr von allen Lasten und Steuern befreiend, sogar von den Pflichten der Armenpflege, wälzten die weltlichen und geistlichen Herren allmählich die Auflagen auf den kleinen Grundbesitz ab. So wurde der ursprünglich reichsfreie und selbständige Bauer langsam zum unfreien Hörigen und Leibeigenen herabgedrückt, der neben schweren Abgaben an die Gutsherrschaft oder das Kloster und außer harten Erbschaftssteuern noch einen großen Teil seiner Zeit, oftmals die halbe Woche, ohne Entgelt für Frondienste aufzuwenden hatte. Den Gemeindebesitz an Wiesen und Wäldern eigneten sich langsam die Herren auf „ihrem Rechtswege" an, der Grundbesitz der „toten Hand", der Kirche, stieg ins Ungeheure und betrug am Ausgange des Mittelalters im allgemeinen mindestens ein Drittel des gesamten Bodens, in einzelnen Gegenden noch viel mehr, sogar bis zu vier Fünftel sämtlicher Ländereien. Im Verfolg dieses Überganges wurde das arme Landvolk von allen Rechten des Waldes — Holz, Streu und Jagd — grausam ausgeschlossen und mußte dabei noch ohne Ersatz den Schaden hinnehmen, den das künstlich gehegte Wild auf seinen Äckern anrichtete. Die Reste dieses Kampfes zwischen Gemeinderecht und Herrenrecht reichen ja noch bis in unsere Gegenwart hinein. Die neuen Rechtsordnungen und die Übergriffe der Mächtigen mußten den ererbten Begriffen und dem Gefühlsleben des Volkes widerstreiten. Da, wo die Umwandlung nicht gutwillig vor sich ging, scheuten die weltlichen und geistlichen Herren so wenig Gewalt und Betrug, wie ihre römischen Vorgänger oder ihre englischen Zeitgenossen; gefälschte alte Pergamente tauchten plötzlich, sogar in den Archiven der frommen Klöster, auf und wurden auch im Notfall zur größeren Ehre Gottes von den gierigen Äbten als echt beschworen, wenn je der gutmütig blinde Autoritätsglauben der Beraubten zur Anerkennung nicht ausreichen wollte. Auch die persönliche Freiheit ward, wo es immer tunlich war, unter-

graben; man mischte sich in die Ehe- und Erbverhältnisse und lernte die Gesetze so zum eigenen Vorteil zu lenken und zu deuten, daß immer mehr Kinder von Freigeborenen schon durch die Geburt in die Leibeigenschaft gerieten.

„In Leibeigenschaft und Hörigkeit gehalten, oder wo er ein verkümmertes Eigentum besaß, von Frondiensten, Zehnten, Todfällen, Zinsen und Abgaben schwer gedrückt, bei dem zunehmenden Luxus des Herrenstandes mehr und mehr mit Steuern und neuen Auflagen belastet, in allen Kriegen und Fehden hart mitgenommen und mißhandelt, war der deutsche Bauernstand in der traurigsten Lage, in einem rechtlosen, verzweifelten Zustand. Ohne Schutz und Vertretung im Reich, auf den Landtagen, im Gericht, war er der Willkür des rohen Adels und den Übervorteilungen und Betrügereien habgieriger Amtsleute, Juristen und Schreiber ausgesetzt. Auf Besserung seiner Lage war bei der Ohnmacht der Obrigkeit, bei dem Übermut und der Herzenshärtigkeit der Herren und Ritter, bei der lieblosen Selbstsucht und Geringschätzung, womit die höheren Stände, die reichen Kaufherren und Stadtbürger, ihm begegneten, kaum zu hoffen."

So spricht der durchaus konservative deutsche Geschichtschreiber Georg Weber von jener Zeit des ausgehenden Mittelalters und hat merkwürdigerweise nur vergessen, in seinem Register die schlimmsten Sünder, die geistlichen Herren, aufzuführen. Gegen diese aber richtete sich zunächst der Sturm der Reformation, die wohl hauptsächlich darum das niedere Volk so mächtig ergriff, weil man von ihr Befreiung und Minderung der schweren Not erwartete. Ohne die Pflichtverletzungen und wirtschaftlichen Übergriffe der Kirche wäre trotz der Verrottung und geistigen Verödung des Klerus der Erfolg der Reformationsbewegung niemals möglich gewesen. Die Führer der Reformation schmiedeten, beinahe ohne Wissen und Wollen, der Volksbewegung des 16. Jahrhunderts die Waffen, indem sie dem Volke die Bibel nahebrachten, und untergruben dadurch gegen ihre eigene Absicht die unterwürfige Demut. Jetzt erkannten auf einmal die Mühseligen und Beladenen, daß in den heiligen Schriften auch noch von anderem die Rede war als vom Zehnten und von der Unterwerfung gegenüber weltlicher und geistlicher Obrigkeit. Mit Begeisterung erfaßten sie die evangelischen Lehren von der gleichen Würdigkeit der Menschen, vom Rechte der Armen und Geringen, die gegenüber der Antike und der urchristlichen Auffassung die Gleichberechtigung nicht nur vor Gott, sondern auch den Mitmenschen gegenüber ver-

kündeten: so wird die Bibel der Kodex der Revolution des Bauernstandes, wie späterhin Rousseaus Contrat Social derjenige der Revolution des Bürgertums. Die Heilige Schrift weckte den gemeinen Mann aus seinem dumpfen Hinbrüten, sie brachte ihn seinen zahllosen Leidensgenossen nahe in gleichen Rechts- und Freiheitsgedanken. Dieser Verbrüderung durch die Macht der Idee bahnte die neu erfundene Buchdruckerkunst die Wege; das geschriebene Wort (bisher in fremdem Sprachgewande Privilegium der Mönche und Gelehrten) wurde zum Eigentume der ganzen Nation und drang bis in die Hütten der Ärmsten. Zumal im südlichen Deutschland hörten die Bauern von ihren Schweizer Brüdern jenseits des Bodensees und des Rheines, die selbst die stolzesten Ritterscharen besiegt und sich im Streit gegen die österreichische Weltmacht Land und Freiheit erkämpft hatten.

Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte es allenthalben in der deutschen Bauernschaft gegärt, zu Anfang des 16. mehrten sich die Anzeichen der sich vorbereitenden Empörung, Geheimbünde unter den Namen „Bundschuh" und „Armer Konrad" verbreiteten die Losung der Selbsthilfe, bis endlich im Jahre 1525 die Revolution wie ein einziges mächtiges Feuer durch das ganze Reich aufloderte, eine durchaus soziale Revolution, aber doch bescheiden in ihren Forderungen, die keineswegs auf den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung, sondern lediglich auf die Abschaffung unerträglicher Privilegien abzielten. Bezeichnend für diesen Charakter sind die 12 Artikel, die, schon im Februar 1525 entstanden, in Flugblättern durch das ganze Reich gingen und beinahe überall das Programm der Aufständischen bildeten. Die Forderungen lauteten: Freie Wahl und Recht der Entlassung der Pfarrer durch die Gemeinden; nach Bestreitung eines billigen Gehaltes für die Geistlichen Verwendung des Zehnten für die Armenpflege; Abschaffung der willkürlich auferlegten sog. kleinen Zehnten; Untertänigkeit nur gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit; Gemeineigentum des Waldes und Rückgabe der widerrechtlich angeeigneten Gemeindeländereien; Recht auf Wild, Geflügel und Fische; Erleichterung der Frondienste und Entschädigung der über dieselben hinausreichenden Leistungen; billige Feststellungen des Grundzinses; Abschaffung des sog. Todfalls, der mit harten Auflagen das Erbe von Witwen und Waisen verzehrte; endlich Rechtsprechung nach alter gewohnter und verbriefter Art. — In wahrhaft rührender Weise berufen sich die Bauern fortwährend auf die Lehre Christi und die Heilige Schrift; sie bitten am Schlusse, man solle ihre Forderungen an der Bibel prüfen, und er-

klären sich bereit, „von allem abzustehen, was etwa daraus als unziemlich nachgewiesen würde".

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte dieser wichtigen Bewegung auch nur kurz zu skizzieren. Die Bauern waren ihren Gegnern auf die Dauer nicht gewachsen; zwar gelang es ihnen anfangs, durch Überzeugung und Gewalt eine Anzahl der demokratischen Reichsstände, ja sogar Ritter und Fürsten in ihr Interesse zu ziehen, den Schrecken in die Reihen ihrer Bedrücker zu tragen, im Laufe weniger Monate mehr als 1000 Burgen und Klöster zu brechen und deren Herren Urfehde schwören zu lassen; aber ihre gewaltigen, nach Hunderttausenden zählenden Haufen entbehrten der einheitlichen Führung: so mußten die, meist nur mit Heugabeln und Morgensternen bewaffneten Bauern endlich der Reiterei und der Kriegstüchtigkeit der mit Geschütz ausgerüsteten Fürsten und Bischöfe unterliegen, dort, wo nicht schon vorher durch List und Verrat ihr gutmütiges Vertrauen „diplomatisch" getäuscht worden war.

Eine Hauptschuld an diesem Mißerfolg trugen die Führer der Reformation, besonders L u t h e r. Ausschließlich in religiösen Gedankenkreisen erzogen, bei all seiner Genialität doch in der mittelalterlichen Lebensauffassung befangen, hielt Luther fest an einem kirchlichen Autoritätsglauben, er sah die Hauptstütze der Reformation im Kreise der Regierenden und in der gebildeten Bürgerschaft der Städte; er glaubte, mit der Hebung der geistigen Not auch das leibliche Elend des armen Volkes zu bessern. Zwar entbehrte er nicht einer dunklen Ahnung von den wirtschaftlichen Forderungen der Zeit, wenn er davon spricht, daß man „Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern" solle, aber für die praktischen Maßregeln, durch die selbst dieses einfache Programm hätte erfüllt werden können, fehlte dem Theologen das tiefere Verständnis. Betrachtet er doch Gottes Segen als die ausschließliche Quelle des Reichtums und erblickt das wirkliche Heil nur im Glauben und Leiden! Anstatt sich aber mit dieser Lehre an die Besitzenden zu wenden, predigt er sie vornehmlich den Armen. — Ungeachtet dieser einseitigen Stellung hat sein Gerechtigkeitsgefühl Luther doch gezwungen, die 12 Artikel anzuerkennen; er erließ eine feierliche „Mahnung zum Frieden", die mit einer scharfen Strafpredigt gegen Fürsten und Pfaffen anhub. Aber er konnte doch nicht zu einer entscheidenden Stellungnahme zugunsten der Niederen gelangen: er gibt zwar deutlich zu verstehen, daß er durch eine solche jetzt recht wohl sich an seinen Feinden rächen könnte, aber er ruft aus: „davor soll mich Gott hüten, wie bisher!" — So richtet er eine noch viel schärfere Strafrede an die Bauern:

man müsse allerwege der von Gott gesetzten Obrigkeit geduldig untertan sein, man müsse nach der Lehre des Evangeliums die zeitlichen Güter und selbst das Leben allem hintansetzen. Er gibt den Bauern den Rat, sie möchten, wenn ihnen Fürsten und geistliche Machthaber das Evangelium wehren sollten, Stadt und Land verlassen und dorthin ziehen, wo sie es frei bekennen dürfen.

Als zu Ostern die fränkischen Bauern vor Weinsberg furchtbare Blutrache genommen hatten an dem Grafen von Helfenstein und seinem Gefolge — eine traurige Vergeltung für alle gegen sie selbst begangenen Grausamkeiten und Verrätereien, ein unseliges Echo jahrhundertelanger systematischer Unterdrückung —, da stellte sich Luther in begreiflicher, aber einseitiger Entrüstung selbst an die Spitze der Reaktion. Er tauchte buchstäblich seine Feder in Blut und erließ jene furchtbare Flugschrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern". Es solle stechen, schlagen und würgen, wer da irgend könne! Die blinden fanatischen Worte des Mönches aus der drei Jahrhunderte zurückliegenden Schreckensperiode der Albigenserkriege klingen aus der Flugschrift des deutschen Reformators wider: „Schlagt alle tot, Gott wird die Seinen schon erkennen!" Auch Melanchthon blieb nicht zurück und stellte dem deutschen Volke das Zeugnis aus: „es ist so wild und ungezogen, daß ihm noch weniger Freiheit notwendig wäre, als es jetzt hat."

Verschärft wurde diese feindselige Haltung der Reformatoren noch durch den Umstand, daß an der Spitze des aufrührerischen Volkes Theologen standen, die mit der Anwendung der evangelischen Lehren auf das soziale Leben Ernst machen wollten, wie Karlstadt und besonders Thomas Münzer. Der letztere zumal schritt bis zu der Forderung der Gütergemeinschaft vor, um der sittlichen Verwilderung des Erwerbslebens zu begegnen und die Reformation nicht in ein neues evangelisches Papsttum ausarten zu lassen. Fanatismus und Mystik verleiteten auch diese dem Volke wohlwollenden Führer, und mehr noch die von ihnen geleiteten Massen, zu schweren Ausschreitungen, die willkommenen Anlaß zur Reaktion boten.

Hätte der Geist eines Thomas Morus in den Reformatoren gewaltet, so würden sie die berechtigten Grundlagen der Empörung erkannt, sich in einer nach beiden Seiten hin mäßigenden Weise zu Wortführern der Bedrückten erhoben und den billigen Forderungen der Bauern zum Siege verholfen haben. Sie hätten damit den Triumph der herrschenden Klassen verhindert und der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands einen unermeßlichen Dienst geleistet, ja wahrscheinlich das

Vaterland vor 300jährigem Elend und staatlichem Untergange bewahrt. — Aus jener trüben Zeit leuchtet uns hell nur das Bild des Reformators entgegen, der neben religiöser Innigkeit von wahrhaft staatsmännischem Denken erfüllt war, des Zürichers Ulrich Zwingli. Er erkannte klar die wirtschaftlichen Ursachen des Bauernkrieges und arbeitete darauf hin, daß in seinem Wirkungskreise die Lasten der Bauern gemildert und die Leibeigenschaft beseitigt wurden; er hat damit seinem Lande die Zuckungen erspart, durch welche die Entwicklung jenseits des Rheines gelähmt wurde.

Welcher Segen für das Deutsche Reich aus dem Bauernkriege hätte hervorgehen können, wenn dessen Ziele staatsmännisch, vom höheren Standpunkte des Gemeinwohles aus, erfaßt worden wären, das erhellt am besten aus dem uns überlieferten Entwurf einer Verfassung, der im Mai 1525 zu Heilbronn entstanden ist. Dieses denkwürdige Aktenstück stellt folgende Grundsätze auf:

1. Einziehung aller geistlichen Güter und Bestimmung fester Gehalte für die Pfarrer.

2. Ablösung der Feudalrechte mit dem Erlös aus dem Verkaufe der geistlichen Güter.

3. Ablösungsrecht für alle Grundzinsen.

4. Reformierung der Städte und Gemeinden „zu göttlichem und natürlichem Recht nach christlicher Freiheit".

5. Ausschluß der Geistlichen von weltlichen Ämtern und vom Anteil an der Staats- und Gemeindeverwaltung.

6. Gerichtsreform mit Schöffengerichten und Obergerichten, Beschränkung der Doktoren des römischen Rechtes auf wissenschaftliche Tätigkeit an den Universitäten.

7. Abschaffung aller Binnenzölle, Freiheit der Straßen.

8. Einheit von Münze, Maß und Gewicht.

9. Wuchergesetze zum Schutze gegen die großen Geldhäuser.

10. Abschaffung aller weltlichen und geistlichen Zwischenherrschaft, Reichsunmittelbarkeit zu Schutz und Schirm für alle Stände, unter zeitweiliger direkter Steuerleistung an das Reich.

11. Schiedsgericht für die Ausführung, welchem neben dem Erzherzog Ferdinand von Österreich und dem Kurfürsten von Sachsen auch Luther, Melanchthon, Bugenhagen u. a. m. angehören sollten.

Wieviel Not und Elend, Krieg und Verwüstung wären der deutschen Nation erspart geblieben, wenn diese „Grundrechte" damals schon zur Anerkennung und Geltung gelangt wären, anstatt daß erst drei Jahrhunderte

später die blutigen Revolutionen von 1789 und 1848 dieses Testament zu vollstrecken und damit die deutsche Landwirtschaft aus dem Banne der Großgrundbesitzer und der Klöster zu erlösen hatten! — Erst die gewaltige Flutwelle, die von der französischen Revolution ausging, und die eiserne Faust des korsischen Eroberers vermochten die Mißbräuche wegzufegen, die den Anlaß zu den Bauernaufständen des beginnenden 16. Jahrhunderts gegeben hatten; erst das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts erfüllte die nationalen und wirtschaftlichen Forderungen des Heilbronner Programms, nachdem ihre Verkennung unser Vaterland durch die Stürme der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges in eine Einöde verwandelt und zu politischem Untergange geführt hatte. Die politisch und sozial so verhängnisvolle Glaubensspaltung des Reiches wäre vielleicht vermieden worden, wenn die von den damaligen Bauern verlangte „Reformierung der Städte und Gemeinden zu göttlichem und natürlichem Recht nach christlicher Freiheit" Verständnis gefunden und eine „Deutsche Kirche" die Grundlage der nationalen Einheit gebildet hätte.

Literatur.

Zimmermann, W., Geschichte des großen Bauernkrieges. Stuttgart 1854. Ill. Volksausg. 1907.

Hartfelder, K., Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Stuttgart 1884.

Lamprecht, K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. I. Bd. Leipzig 1886.

— Deutsche Geschichte. V. Bd. 1. Hälfte. 4. Aufl. Freiburg i. B. 1911.

v. Bezold, Fr., Geschichte der deutschen Reformation. (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Oncken. III. Abt. 1.) Berlin 1890.

Kautsky, K., Der Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation. (Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen. I. Bd. 1. Teil.) Stuttgart 1895.

Adler, G., Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. I. Bd. Leipzig 1899.

Stolze, W., Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. XVIII. Bd. 4.) Leipzig 1900.

Engels, Fr., Der deutsche Bauernkrieg. III. Abdruck, herausgegeben von Fr. Mehring 1908.

Sechstes Kapitel.

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich.

Colbert und der Merkantilismus.

Wie für die allgemeine Bildung und die politische Entwicklung, so ist auch für die Wirtschaftsgeschichte Europas vom Beginn des 17. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Frankreich das maßgebende und führende Land. Deutschland, durch seine Glaubensfehden zerrissen, unter unzähligen Einzelherrschaften einer kräftigen Zentralgewalt entbehrend, ist der Schauplatz, auf dem die Nachbarn ihre Kriege ausfechten; es liegt verwüstet und entvölkert, Ackerbau und Gewerbe leiden Not, die Handelsmacht der Hansa ist abgestorben. — Die einst so blühenden oberitalienischen Republiken Venedig, Genua und Pisa verlieren durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien ihre Bedeutung; hätten sie damals, anstatt einander in Eifersucht zu zerfleischen, einen Bund geschlossen, um in der Wiedererweckung des pharaonischen Werkes die Landenge von Suez zu durchstechen, so würden sie wohl ihre beherrschende Stellung im Welthandel noch lange haben erhalten können. Der Glanz von Spanien und Portugal war rasch wieder erblaßt, nachdem diese Länder eine welterobernde Kolonisation eingeleitet hatten: der Mangel jeder wirtschaftlichen Einsicht und die blinde Gold- und Ländergier hatten ihre Macht fast im Entstehen wieder vernichtet. Die großen Reichtümer an Edelmetallen, die aus den Ländern jenseits des Weltmeeres hereinströmten, das überwältigende Auftreten einer blendenden Geldwirtschaft zogen sie ins Verderben: man glaubte, nationale Größe zu erringen, wenn man nur Gold und Silber ins Land zog und mit den törichtsten und unwirksamsten Mitteln festzuhalten suchte. — Der Aufschwung des Handels, den England im Zeitalter der Elisabeth genommen hatte, war unter einer planlosen Mißregierung und nicht endenden inneren Kämpfen ins Stocken geraten.

Nur ein einziges Land in Europa schien zu jener Zeit den wahren Weg zu dauernder Wohlfahrt und Bereicherung erkannt zu haben, die kleine Republik der Niederlande, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf dem Gipfel einer unerhörten Macht und Blüte stand. Dort hatte man zuerst eingesehen, daß gewerbliche Entwicklung und Ausbreitung gegenseitiger Handelsbeziehungen die einzigen sicheren Grundlagen des nationalen Wohlstandes sind. Auch dort beutete man die Kolonien in rücksichtsloser Weise aus, aber man bediente sich dazu wenigstens vernünftiger

Mittel. Man förderte Handel und Schiffahrt; während im ganzen übrigen Europa noch der müßiggehende Adel der höchsten gesellschaftlichen Achtung genoß und im Verein mit der Geistlichkeit die Staaten regierte, galten in den Niederlanden der Kaufmann und der Reeder, der Handwerker und der Industrielle als die nützlichsten Glieder des Volkes und als das Rückgrat des Gemeinwesens. Während anderwärts das Gold verpraßt wurde, hatte die im Jahre 1609 gegründete Bank von Amsterdam zum Nutzen von Handel und Gewerbe einen Metallschatz angehäuft, wie ihn noch heute, trotz des stark verminderten Geldwertes, die wenigsten Staatsbanken besitzen.

Die überlegene Staatskunst eines Richelieu und Mazarin hatte alle Zwischenherrschaften beseitigt und aus Frankreich einen zentralisierten Staat geschaffen. Damit war im Gefolge des allgemeinen Aufschwunges von Handel und Gewerbe auch die alte Übersichtlichkeit des kleinwirtschaftlichen Lebens verloren gegangen; höhere Aufgaben, als Krieg und Polizei, wurden dem Gemeinwesen gestellt. Der geniale Finanzminister Heinrichs IV., Herzog von Sully (1560—1641), hatte noch versucht, den alten Agrarstaat zu retten, er unterdrückte deshalb den Zug nach Industrie, wo sie nicht, wie bei der Seidenzucht, direkte Helferin der Landwirtschaft war, und suchte durch Beschränkung des Luxus und durch andere künstliche Maßregeln das Geld im Lande zu halten. Doch legte er durch Ordnung der Finanzen, durch Bau von Straßen usw. den Grund zu der künftigen Größe seines Vaterlandes, welchem erst 50 Jahre nachher in Baptiste Jean Colbert (1619—1683) der berufene Organisator erstehen sollte. Der sterbende Kardinal Mazarin hatte den gewandten Verwalter seines Privatvermögens dem jugendlichen Könige Ludwig XIV. empfohlen, und über zwei Jahrzehnte, von 1661—1682, leitete Colbert allmächtig die wirtschaftlichen Geschicke des Staates.

Zu allen Zeiten ist es die Not gewesen, welche die absoluten Machthaber gezwungen hat, sich mit fähigen Staatsmännern zu umgeben. Die Finanzen des Königs, die sich nach damaligem Brauch fast mit denjenigen des Staates deckten, befanden sich in einem trostlosen Zustande. Auch in Frankreich hatte sich der Übergang bäuerlicher Grundstücke in den steuerfreien Besitz der Adligen und Geistlichen und damit ein Rückgang der Landwirtschaft vollzogen; bei abnehmender Steuerfähigkeit verschlangen der steigende Luxus der Hofhaltung und die ewigen Kriege alle verfügbaren Mittel. Der größte Teil sämtlicher Steuern und Gefälle blieb dabei in den Klauen der wuchernden Steuerpächter und Intendanten: eine

direkte Steuereinziehung hat in Frankreich bis zur großen Revolution niemals stattgefunden. So sollen z. B. im Jahre 1661 von 80—90 Millionen Livres wirklich vom Volke bezahlter Abgaben nur 23 dem Staatsschatze zugeflossen sein. Colbert griff mit starker Hand in die greuliche Mißwirtschaft ein, und es gelang ihm, im Verlaufe seiner Verwaltung, durch eine gewissenhaftere Verpachtung und schärfere Kontrolle, die Nettoeinkünfte der Krone auf mehr als das Dreifache, auf 75 Millionen zu steigern.

Aber er erkannte, daß die dauernde Quelle der Steuerfähigkeit nur aus dem Wohlstande des Volkes fließe; so suchte er mit eiserner Energie (er soll regelmäßig 15 Stunden im Tage gearbeitet haben) den Wohlstand zu heben. Als wichtigstes Mittel dazu erschien ihm die Industrie, die er nun auf alle denkbare Weise zu fördern suchte. Durch Prämien und Vorteile aller Art trachtete er, nicht nur die heimischen Gewerbetreibenden zu ermuntern, sondern auch die fremder Länder herbeizuziehen, wie z. B. aus den Niederlanden Weber und aus Schweden Bergleute. Er ließ Zuchtschafe aus Spanien und England einführen, verwendete gewaltige Summen auf den Bau von Straßen und Kanälen, wie z. B. auf den berühmten Kanal von Languedoc, der in einer Länge von 242 km den Atlantischen Ozean mit dem Mittelländischen Meere verbinden sollte.

Colbert hatte die Unmöglichkeit eingesehen, Geld und Gold gewaltsam im Lande festzuhalten; nun sollte es durch den Handel gewonnen und bewahrt werden, indem man die Ausfuhr heimischer Erzeugnisse auf alle Weise begünstigte, die Einfuhr fremder Fabrikate so viel als möglich einschränkte oder verhinderte. Durch hohe Zölle auf die Einfuhr und ansehnliche Prämien für die Ausfuhr war dieses Ziel am leichtesten zu erreichen; diese Politik begünstigte die Erstarkung der heimischen Industrie und lieferte gleichzeitig ansehnliche Einnahmen für den Staatsschatz. Durch Verbindung dieser Zwecke ist Colbert der Vater der modernen Schutzzollpolitik geworden. Zur Hebung des auswärtigen Handels veranlaßte und unterstützte er die Gründung kapitalkräftiger Handelsgesellschaften mit mächtigen Handelsflotten (für Ostindien, Westindien und die Levante), an denen sich der Staat, bzw. der König finanziell beteiligte. Die Reederei wurde gehoben durch Prämien auf den Schiffbau und durch Abgaben auf fremde, in französischen Seehäfen verkehrende Schiffe; die aufblühende Handelsmarine ward durch die Schaffung einer starken Kriegsflotte geschützt.

Aber Colbert begnügt sich keineswegs mit diesen großen Maßregeln, er dringt in die kleinsten Einzelheiten des gewerblichen Lebens ein, er ent-

faltet eine erzieherische Tätigkeit, um die Erzeugnisse des Gewerbefleißes zu heben und zu veredeln und sie dergestalt auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig und begehrt zu machen. Die genauesten Bestimmungen werden getroffen über die Herstellungsart und die Qualität der Waren, z. B. die Dichtigkeit, Breite und Länge der Tuche u. dgl. m. Die Kaufleute von Marseille will er vom Geldexport abhalten und zum Tauschhandel zwingen, indem er der Levantekompanie Beschränkungen auferlegt bezüglich der jährlich zur Ausfuhr gestatteten Menge von Geld und Edelmetall.

Sollte die Industrie wirklich gehoben werden, so mußte man durch Billigkeit der Lebensmittel niedrige Arbeitslöhne zu erreichen suchen. Daraus ergab sich eine veränderte Agrarpolitik: Erschwerung der Ausfuhr von Getreide durch hohe Exportzölle und gänzliches Verbot der Ausfuhr in Mißjahren. — Aus dem gleichen Gedanken entsprang auch die Bevölkerungspolitik Colberts: möglichst billige Löhne durch Bereitschaft zahlreicher Arbeitskräfte, möglichst viele Soldaten für den König, also Erleichterung der Eheschließung, Prämien auf die Kinderzahl, Strafen für die eheverachtenden Junggesellen usw. — Diese einseitigen Richtungen in der Wirtschaftspolitik waren verhängnisvoll: die Agrarpolitik mußte zur Untergrabung der Landwirtschaft führen, die Bevölkerungspolitik das Entstehen eines im Elend lebenden Proletariats begünstigen. Doch entschuldigen sich beide durch die Verhältnisse der Zeit: das Gewerbe war gegenüber dem Ackerbau zurückgeblieben, weil es als Stiefkind angesehen wurde, die ständigen Kriege hatten die Länder Europas entvölkert.

In seinem wohlwollenden Despotismus hat Colbert späterhin vielfach eine ungerechte Beurteilung erfahren. Er ist keineswegs der tyrannische Schablonenmensch, als den man ihn anzusehen versucht ist, und als der er uns in seinen geistlosen Nachahmern entgegentritt, vielmehr zweifellos einer der bedeutendsten Staatsmänner der Neuzeit. Nicht auf dem schlüpfrigen Boden der Diplomatie, noch auf dem blutigen Felde des Krieges, sondern auf dem Gebiete der Verwaltung offenbart sich sein Genie. Seine Ziele, wenn auch zunächst immer vom Standpunkt des Vorteiles seines Souveräns angestrebt, sind immer hohe: er will zur Arbeit heranbilden, zur freien Arbeit, die er überall der Fronarbeit vorzieht und für das kostbarste Besitztum des Staates erklärt. Um einen Überblick über Handel und Gewerbe zu gewinnen, Kaufleute und Industrielle zu bilden und zur Gewissenhaftigkeit zu erziehen, eine Vertretung für gemeinsame Interessen zu schaffen, Frankreichs Leistungsfähigkeit im Wettbewerb mit dem Auslande zu steigern, begründet er Handelskammern; er

steht zudem in einem unausgesetzten, selbst auf unwesentliche Dinge sich erstreckenden Briefwechsel mit den königlichen Intendanten, die er aus Tyrannen und Blutsaugern des Volkes zu Organen der wirtschaftlichen Kontrolle zu erheben strebt. Bei all seiner schutzzöllnerischen Richtung bewegen doch Gedanken freihändlerischer Zukunft seinen weitschauenden Geist: er trachtet auf Beseitigung der Binnenzölle, befürwortet Handelsverträge, welche den zollfreien Austausch französischer Weine und englischer Tuche bezwecken, ruft fremde Kaufleute nach Paris, indem er ihnen sogar in der von ihm errichteten Maison de Commerce Unterkunft anbietet. Er bezeichnet einmal ausdrücklich die Zölle als nur zeitweilige Krücken für die Industrie. Wo er einen gleichen oder größeren Vorteil für das Gemeinwesen sieht, beseitigt er Privilegien; unter Verwerfung der damals üblichen Verschlechterung des Geldes besteht er auf der Erhaltung eines geordneten Münzwesens. Trotz seines Strebens im fiskalischen Interesse seines Fürsten weiß er auch unwirtschaftliche Steuern zu mildern: er erniedrigt die drückende Salzsteuer.

Aber Colbert bleibt bei der rein materiellen Hebung seiner Nation nicht stehen, er hat einen weiten Blick für die gesamte geistige Kultur, erweitert die von Richelieu geschaffene Akademie, gründet den Botanischen Garten und die Sternwarte zu Paris, die französische Schule für Kunst und Architektur in Rom und fördert überall die Kunst und die Wissenschaft. — Trotz alledem erntete er den Undank seines Fürsten, welchen vornehmlich sein Wirken zu ungeheurer Machtfülle erhoben hat, wie den Undank seiner Nation, die ihn, nur teilweise mit Recht, für allen Steuerdruck und alles Elend verantwortlich machte. Erst eine spätere Zeit vermochte seine wahre Bedeutung unbefangen zu würdigen. Colbert war ein Mann der Tat, alles ging bei ihm auf den schaffenden Staatsmann hinaus, nicht die kleinste rein theoretische Abhandlung besitzen wir aus seiner Feder. Aber seine Wirksamkeit hat darum doch die erste wissenschaftliche Schule der Nationalökonomie hervorgerufen, das sog. Merkantilsystem.[1] Indessen ist es unrichtig, dieses ausschließlich auf ihn zurückzuführen, ja sogar mit seinem Namen zu belegen. Die Begünstigung des nationalen Handels

1) Das Merkantilsystem beruht auf der Lehre von der Handelsbilanz, die damals einseitig betrachtet und angewendet wurde, in der Neuzeit jedoch durch die umfassendere Berücksichtigung der Zahlungsbilanz (wie sie besonders in den Wechselkursen ihren Ausdruck findet) ihre Korrektur gefunden hat. Das Studium dieser Theorien, die noch heute unsere gesamte Wirtschaftspolitik beherrschen, kann nicht dringend genug empfohlen werden (vgl. das Literaturverzeichnis).

lag zu jener Zeit sozusagen in der Luft: die plötzlich erkannte Macht des Kapitals mußte denkende Staatsmänner auf diese Bahn führen. Schon 1651 hatte Cromwell seine Navigationsakte erlassen, die fremde Schiffe vom englischen Handel ausschloß und den niederländischen Kolonialhandel vernichten sollte.

Indirekt hat freilich Colberts Vorgehen einen außerordentlich nachteiligen Einfluß ausgeübt, weil von nun ab durch mehr als 100 Jahre die unfähigen Finanzminister absoluter Fürsten, zumal an den kleinen deutschen Höfen, die äußerlichen Maßregeln des Systems nachzuäffen versuchten, ohne dessen Geist erfaßt zu haben. Unter Berufung auf den großen Colbert schraubte man die Steuern und die Einkünfte der Duodezfürsten überall hinauf, vermehrte fürstliche Domänen und Privatvermögen auf Kosten der Untertanen, bis man schließlich der Einfachheit halber dazu gelangte, die Landeskinder selbst in natura zu verkaufen. Man zwängte Handel und Verkehr in erdrückende Fesseln ein, verschlechterte das Geld und baute mit dem Schweiße des Volkes allenthalben, in Nancy, München, Bayreuth, Ludwigsburg usw., kleine Versailles für die fürstlichen Mätressen.— Selbst ein so einsichtiger Herrscher wie Friedrich der Große richtete 1766, 100 Jahre nach Colbert, den preußischen Staat merkantilistisch ein, berief zu diesem Zwecke 1500 französische Beamte und suchte die Finanznot durch heimliche Verschlechterung der Münzen zu mildern.

John Law und das Bank- und Aktienwesen.

Von Colbert stammt die Vollendung jener Zentralisation, die bis auf den heutigen Tag Frankreich in seiner Entwicklung schädigt, von Colbert stammt auch jene Befestigung des absoluten Königtums, die 100 Jahre später zu dessen Sturz führte. Seine Reformen haben keinen nachhaltigen rettenden Einfluß auf die Geschicke seines Landes ausüben können, weil die Vielseitigkeit des modernen Lebens, an dessen Pforte er stand, und das er selbst hat entfesseln helfen, nur in der Betätigung aller Staatsglieder, im Lichte der völligen Freiheit gedeihen kann. Vermag ein Genie trotzdem einmal diese Wahrheit zu durchbrechen, so kann doch seine Leistung nicht von Dauer sein und muß in der Folge eine um so größere Unordnung hervorrufen. Die fortwährenden Kriege, die auf die Verwaltung Colberts folgten und durch seine finanziellen Erfolge begünstigt waren, die wahnsinnige Verschwendung und Baulust des Königs und die rasche Wiederauferstehung des alten ausbeuterischen Schlendrians in der Art der Steuererhebung brachten die Finanzen bald wieder an den Rand des

Abgrundes. Die einseitige Begünstigung des Handels und der Gewerbe warf die schon längst geschwächte Landwirtschaft vollends danieder. Im Jahre 1707, 24 Jahre nach Colberts Tod, sagt schon der Marschall Vauban in seiner berühmten Denkschrift „La Dîme Royale“ (der Königliche Zehnten), die auf Betreiben der Staatsausbeuter an den Pranger geheftet wurde: zu seiner Zeit gehe $^1/_{10}$ der gesamten Bevölkerung Frankreichs betteln, $^5/_{10}$ seien nicht imstande, Almosen zu geben, weitere $^3/_{10}$ führten ein recht kümmerliches Dasein, nur das letzte Zehntel, zu dem alle Beamten, Offiziere, Adeligen, Kaufleute, Rentner und Pensionäre gehören, habe ein leidliches Auskommen, und es gebe im ganzen Staate nicht 10 000 Familien, die man wirklich wohlhabend nennen könnte. Und bald darauf berichtet Boisguillebert, daß im damaligen Frankreich, wo man 88 Millionen auf ein einziges Prunkschloß verschwendete, jährlich 200 000—300 000 Menschen, meist Kinder, aus Mangel an Nahrung und Kleidung zugrunde gingen. Der Kredit des Staates bzw. des Fürsten war so tief gesunken, daß der allmächtige Sonnenkönig im Jahre 1714 einem Pariser Bankier gegen ein Darlehen von 8 Millionen Livres die vierfache Summe verschreiben und dabei noch dem Wucherer in der unwürdigsten Weise den Hof machen mußte. So kam es, daß Ludwig XIV., der größte Herrscher Frankreichs, seinem Nachfolger ein ständiges Defizit, eine leere Kasse und eine mit 89 Millionen jährlich zu verzinsende Schuldenlast von über 2 Milliarden Livres als Erbschaft hinterließ. Vergeblich suchte der für den fünfjährigen Ludwig XV. eingesetzte Regent, Herzog Philipp von Orleans, durch strenge Revision der Schulden, durch Münzverschlechterung und andere künstliche Mittel der Not zu steuern: die Zustände blieben um so mehr trostlos, als der Regent selbst ein verschwenderischer und sittenloser Hofmann war im Geiste jener üppigen, leichtfertigen Zeit.

Da bot sich dem bedrängten Regenten die Hoffnung auf Rettung durch einen fremden Mann, der nach einem abenteuerlichen Leben mit einem durch Spekulation und Spiel erworbenen großen Vermögen nach Paris gekommen war, — den Schotten John Law. — Im Jahre 1671 geboren, von Hause aus wohlhabend, hatte Law schon früh Neigung und Befähigung für das Finanzwesen gezeigt, in Schottland und England, in Italien und den Niederlanden genaue Kenntnisse der weit fortgeschrittenen Bankeinrichtungen gewonnen und seine auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrungen in verschiedenen Schriften niedergelegt. Er verstand es, den ihm von früher her bekannten Regenten für seine Reformgedanken zu ge

winnen, und erlangte 1716 die Bewilligung zur Errichtung einer kleinen Notenbank mit einem Kapitale von 6 Millionen Livres, die bald unter dem Namen der „Banque Générale de France“ die gesamte Kassenverwaltung des Staates übernahm und zwei Jahre später als „Banque Royale“ in noch engere Verbindung zum Staate trat. Mit ihrer Hilfe sollte nunmehr an Stelle des Metalls das Papiergeld zum Zahlungsmittel gemacht werden. Auch die Banknote stellt ja im Grunde nichts anderes dar als den von einer großen Bank in bestimmten Abschnitten auf sich selbst gezogenen, jederzeit auf Vorzeigung zahlbaren Wechsel. Sobald die Note, vom öffentlichen Vertrauen getragen, zum allgemeinen Zahlungsmittel erhoben wird, ersetzt sie durch leichtere Handhabung den Gebrauch des Metallgeldes und ist in weit höherem Grade beliebig vermehrbar.

Schon im Jahre 1717 hatte Law auf Grund früherer Kolonisationsversuche in Louisiana und Kanada die Handelsgesellschaft der „Compagnie d'Occident“ begründet mit einem Kapital von 100 Millionen, die in Schuldscheinen des Staates einbezahlt werden durften. Schiffe wurden ausgerüstet, Faktoreien errichtet, die Herrschaft über den Welthandel sollte erobert werden; zur rascheren Bevölkerung der Kolonien exportierte man zunächst 10 000 junge Männer, die man vom Landesvater der Pfalz gekauft hatte, und ganze Schiffsladungen von Dirnen, die in den Straßen von Paris aufgegriffen wurden. — Kaum zwei Jahre später verwandelte sich die Compagnie d'Occident in die großartige „Compagnie des Indes“, die nun, als Staatsbankier auftretend, die Steuern pachtete und das Münzrecht übernahm. Das ursprüngliche Kapital von 50 Millionen in 100 000 Aktien wurde im Jahre 1719 auf 300 000 Aktien vermehrt, die mit dem Aufgelde im ganzen 177 1/2 Millionen Livres einbrachten.

Nunmehr trat Law mit seinem großen Plane hervor: er erbot sich, die ganze Staatsschuld zu tilgen und dafür den Gläubigern Aktien der Indischen Gesellschaft zu liefern. Durch die großen Geschäfte mit dem Staate und im Kolonialhandel war die gute Meinung für die Aktien geweckt und gehoben worden, es bildete sich eine Spekulationsbörse in der Rue Quinquampoix, auf der die 500 Livres-Aktien der Kompanie bald auf 6000 bis 8000 Livres hinaufgetrieben wurden. So bot der für die neuen Aktien verlangte Preis von 5000 Livres (der zehnfache Betrag des Nennwertes) einen starken Anreiz, in kurzer Zeit waren die 300 000 neuen Aktien gezeichnet und erbrachten den zur Abstoßung der Staatsschuld nötigen Betrag von 1500 Millionen Livres. Law stand auf dem Gipfel seines Ruhmes, ganz Frankreich lag ihm zu Füßen: er hatte den Staat gerettet.

Der Kurs der Aktien der Compagnie des Indes stieg im November 1719 bis auf 20 000 Livres, also auf den vierzigfachen Nennwert. Im Februar 1720 wurde die Kompanie mit der Banque-Royale vereinigt, kurz darauf wurden die Aktien der ersteren den Banknoten der letzteren gleichgestellt durch die Bestimmung, daß zu dem vom Staate garantierten Kurs von 9000 Livres jederzeit Aktien gegen Banknoten und umgekehrt Banknoten gegen Aktien ausgetauscht werden konnten. Um die Noten zum ausschließlichen Zahlmittel zu erheben, zog man auf allen Wegen das Metallgeld aus dem Verkehr, die Münzen wurden mehr und mehr im Gehalte verschlechtert, und zuletzt wurde der Umlauf von Gold und Silber gänzlich verboten. Der Umlauf der Banknoten dagegen erreichte die enorme Höhe von über 3 Milliarden: das Ideal Laws schien erfüllt. Ein wahres Fieber hatte mittlerweile alle Klassen in Paris und ganz Frankreich ergriffen, die Unterschiede der Stände waren ausgelöscht, jeder wollte sich schnell bereichern, fabelhafte Vermögen wurden über Nacht erworben. Aber auch die Preise aller Waren und Lebensmittel stiegen immer höher, vielfach auf das Zehnfache ihres früheren Wertes. Die Spekulanten des In- und Auslandes fingen an, ihre Gewinne zu realisieren, der Kurs der Aktien — die nur einmal eine Dividende von 200 Livres per Stück erbracht hatten — geriet ins Wanken, das Vertrauen schwand: im Dezember 1720 lag das ganze Kartenhaus am Boden, man kaufte die Aktien für einen Louisdor und die Banknoten für den zehnten Teil ihres Nennwertes! — Wie im Aufsteigen, so im Zusammenbruche steigerte der ungeheure Schwindel alle Preise: die realisierenden Spekulanten, die kein im Auslande verwertbares Geld mehr gegen ihre Aktien und Noten erhalten konnten, kauften in der Verzweiflung alle Waren zusammen, deren sie habhaft werden konnten; Adelige, die sich hatten verleiten lassen, ihre Güter zu hohen Preisen zu veräußern, erwarben nun in ihrer Not Vorräte von allem Möglichen: Weine, Holz, Getreide, Kaffee, Schokolade, Fettwaren, Tuche u. a. m. — Das Elend der ärmeren Klassen wurde größer und größer, in den höheren Ständen waren durch den Zusammenbruch zahllose Existenzen vernichtet; das Ende davon: Aktien und Noten verwandelten sich wieder in Staatsschulden, die nach der Katastrophe sich um Hunderte von Millionen höher beliefen als vorher.

Um diese erste Erscheinung eines großartigen Aktienschwindels zu erfassen, muß man etwas tiefer in das Wesen der Sache und in die Pläne Laws eindringen. Law war keineswegs ein Schwindler; die Geschäfte der von ihm geleiteten Gesellschaften waren durchaus ordnungsmäßig ge-

führt worden; er selbst hat sich dabei nicht nur nicht bereichert, sondern ist sogar arm (1729 in Venedig) gestorben. Sein reif durchdachter Plan war folgender: die Compagnie des Indes gewährte dem Staate einen Vorschuß von 1500 Millionen Livres zu 3%; dafür waren also jährlich 45 Millionen an Zinsen zu zahlen, was gegen die bisherige Zinsenlast von 80 Millionen eine jährliche Ersparnis von 35 Millionen für den Staat ergab. Mit diesen 1500 Millionen wurden also die seitherigen Staatsgläubiger abgezahlt; um aber die Geldmittel dafür zu beschaffen und gleichzeitig den abbezahlten Gläubigern die für sie nötige Gelegenheit zur Wiederanlage ihrer Gelder zu geben, wurden eben jene 300000 Aktien der Kompanie zu 5000 Livres mit einem Gesamterlöse von 1500 Millionen verkauft. In Wirklichkeit erfolgte nur ein Umtausch von Papier: der frühere Staatsgläubiger war nun Aktionär geworden. Der Staat überwies seinem neuen Generalgläubiger, der Kompanie, zur Sicherung der Zinszahlung und in Abrechnung auf diese, einen großen Teil seiner Einkünfte und Gefälle, wodurch die Kompanie nun an die Stelle der seitherigen Steuerpächter trat und mit Hilfe ihrer Gewinne aus der Pachtung der Steuern wie aus ihren großen überseeischen Geschäften instand gesetzt werden sollte, ihren Aktionären eine höhere Dividende zu zahlen, als deren bisherige Zinseinnahmen seitens des Staates betragen hatten. Gelang dieser Plan, so waren in der Tat alle Teile besser daran: der Staat ersparte an Zinsen, sein früherer Gläubiger genoß als Aktionär, als Teilnehmer an den großen Handelsgeschäften der Nation nun höhere Erträge. Es sollten eben alle flüssigen Mittel des ganzen Volkes frei gemacht und vereinigt werden, um Handel und Gewerbe zu fördern. An die Stelle des unnötigen metallischen Tauschmittels trat das an sich wertlose, aber vom Vertrauen der Gemeinschaft getragene, dem jeweiligen Bedürfnisse des Umlaufs leicht anzupassende Papiergeld, das nach Laws Ansicht der Aufgabe des Blutes im Organismus entspricht, während Bank und Kompanie die Funktion des Herzens zu erfüllen haben. Durch die Vermehrung der Umlaufsmittel wird der Zinsfuß erniedrigt, Handel und Gewerbe erlangen billiges Kapital, die nationale Tätigkeit und der allgemeine Wohlstand erfahren einen großartigen Aufschwung.

Dieses Projekt, folgerichtig in der Theorie und von einer in der Finanzgeschichte unerreichten Kühnheit, mußte in der praktischen Ausführung scheitern, weil sein Urheber in deren Verlauf von der Gewalt unerwarteter Tatsachen überrascht und matt gesetzt wurde, vor allem aber deshalb, weil er von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen war. Befangen

im merkantilistischen Geiste seiner Zeit hielt er das Geld für das eigentliche Kapital, wies ihm daher die leitende Rolle zu, während es doch als Tauschmittel lediglich die Vertretung desjenigen wirklichen Kapitals darstellen kann, dessen Umsatz es vermittelt. Durch sein eigenes Bild wird Law geschlagen: die Vermehrung des Blutes über das Bedürfnis des Organismus hinaus erzeugt Krankheit, ebenso wie sein Mangel.

Ein noch verhängnisvollerer Irrtum liegt in der Lawschen Auffassung des Kredites. Dieser hat im wesentlichen den Zweck, festliegende Werte flüssig zu machen: wenn z. B. der Kaufmann eine Forderung hat, die erst in 3 oder 6 Monaten verfällt, so vermag er mit Hilfe des Kredites einer Bank die Forderung sofort wieder unter Abzug der Zinsen in bares Geld zu verwandeln, das er in seinem Betriebe aufs neue verwenden kann. Der Besitzer eines ertragsfähigen Grundstückes kann durch Aufnahme eines Darlehens, einer Hypothek, die Mittel gewinnen, es zu verbessern, aus dem erhöhten Bodenertrage seine Schuld zu verzinsen und allmählich wieder abzutragen. Auch der vermeintliche rein persönliche Kredit ist in seinem tiefsten Grunde nur ein Sachkredit, der von der wirklichen Verpfändung der Unterlage absieht, im persönlichen Vertrauen auf die richtige Anwendung: kein Kaufmann wird einen Kredit gewähren, von dem er weiß, daß er zum Verjubeln oder zum Verspielen bestimmt ist. Gleich dem Gelde kann also der Kredit wohl den Umlauf des vorhandenen Kapitals befördern und beschleunigen, dieses an sich selbst aber niemals erzeugen. Auch der Staatskredit gehorcht den gleichen Gesetzen, er steigt und fällt mit dem Vertrauen auf seine produktive Anwendung. Hier kann, weil es sich um einen ungewöhnlich zahlungsfähigen Gesamtschuldner handelt, das Prinzip zeitweilig verletzt werden, aber auf die Dauer doch nicht ungestraft: auch der Staat verliert an Kredit, sobald er Anleihen nur zu unproduktiven, z. B. zu kriegerischen oder verschwenderischen Zwecken aufnimmt.

Zudem hat jeder Kredit als Voraussetzung nicht nur das Dasein entsprechender Werte, nicht nur die Möglichkeit der Rückerstattung an und für sich, sondern die Rückerstattung zu einer bestimmten bedungenen Zeit. Diese aber ist bei der Banknote die sofortige Einlösung, auf der das Vertrauen zu ihr beruht. Law hat dies übersehen, weil er die Tragweite des allgemeinen Vertrauens zu einer nationalen Unternehmung überschätzte. Sein theoretischer Irrtum geht am besten aus einem früheren Projekte hervor, wobei den bedrängten Gutsbesitzern seiner Heimat durch Notenausgabe der schottischen Banken zu Hilfe gekommen wer-

den sollte. Weil dies unmöglich ist, geben z. B. die jetzigen Hypothekenbanken gegen ihre Darlehen auf Grundstücke nicht Noten aus, sondern sog. Pfandbriefe, bei denen Zins und Kapital nur im Verhältnis zu den bedungenen Eingängen zahlbar sein dürfen. Aus diesem Grunde ist es auch unseren Notenbanken streng verwehrt, gegen ihren Banknotenumlauf andere Werte zu erwerben als solche, die in kurzer Frist eingehen oder leicht umgesetzt werden können.

Endlich hat sich Law auch von dem Flitterglanze des jungen Aktienwesens täuschen und bezaubern lassen. Das Aktienwesen ist sicher eine der größten wirtschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit, deren riesige Produktionssteigerung ohne solche Assoziation des Kapitals undenkbar wäre. Aber dem Aktienwesen wohnt auch der Nachteil inne, daß in der Regel seine einzelnen Teilhaber des tieferen Interesses für die gemeinsame Unternehmung vollkommen entbehren, oftmals diese nicht einmal kennen und ausschließlich auf hohen Ertrag und Gewinn bedacht sind. Die unpersönliche, eigensüchtige Stellung des Aktionärs ist Ursache gar vieler Mißstände, nicht nur einer oft rücksichtslosen, egoistischen Haltung der Gesellschaften, z. B. in Arbeiterfragen, sondern auch einer blinden Spekulationssucht, für welche die Interessen des eigentlichen Unternehmens gar nicht existieren. Daher wird auf einer höheren Stufe der gleichgültige Aktionär wohl durch den eingeweihten, mitsorgenden Genossenschafter ersetzt werden. — Die rasch wechselnden Teilhaber der Gesellschaften Laws machten dessen Hoffnung zuschanden, ganz Frankreich in einem einzigen großen nationalen Wirtschaftsunternehmen zusammenzuschließen; gleich Ratten verließen sie das sinkende Schiff, sobald ihr schnöder Spekulationsgewinn gefährdet erschien.

Aber trotz alledem ist John Law als Vater vieler Gedanken anzuerkennen, die segensreich noch das soziale Leben der Gegenwart bewegen und beherrschen. Er hat zuerst in der Neuzeit die fördernde Bedeutung der Vereinigung der Kapitalien klar erkannt. Sein Grundgedanke, das Papiergeld an Stelle des Metalls treten zu lassen, ist heute im weitesten Umfange verwirklicht worden. Sein kühnes Projekt, die Banknoten anstatt durch Metall durch die Gesamtprodukte der Nation zu decken, ist in der Theorie richtig, weil ja diese Summe der Produkte einen unendlich viel höheren Wert darstellt als die Vorräte an Gold und Silber. Die Verwirklichung freilich setzt neben großer Höhe der wirtschaftlichen Einzelerziehung, neben vorsichtigster Gesamtleitung der Produktion in genauer Anpassung an den Verbrauch, besonders einen politischen Zustand voraus.

der das Gegenbild unseres heutigen ist und in Frankreich zur Zeit Laws überhaupt nicht denkbar war. Solange der Staat noch unproduktive (kriegerische und ähnliche) Neigungen hat, solange die Interessen seiner Regierung sich mit den wirtschaftlichen Interessen der Gesellschaft nicht vollkommen decken, so lange ist eine andere Unterlage als die metallische für die jederzeit fälligen Banknoten an sich unmöglich. — Die Idee Laws endlich, das gesamte flüssige Kapital in den Dienst der produktiven Tätigkeit zu ziehen, es aus allen anderen Verwendungen zu diesem einen großen Zwecke herauszulocken, dadurch den Zinsfuß zu erniedrigen, die industrielle Entwicklung zu erleichtern und das Gewerbe anzuspornen, findet im Depositenwesen der Gegenwart (der zinsbaren oder unverzinslichen Vereinigung alles verfügbaren Geldes bei großen Banken) ihre ganz normale freiwillige Erfüllung, in deren Folge z. B. England, als das am meisten industrielle Land der Erde, meistens auch den niedrigsten Zinsfuß hat. So arbeitet das Geldkapital gewissermaßen selbst daran, wenn auch wider Willen, sein eigenes Erträgnis zu mindern, seine Kraft zu schwächen, sich überflüssig zu machen.

Das Experiment Laws erlebte in der Assignatenwirtschaft der großen Revolution[1]) seine Wiederholung unter anderen Formen; an sich führte es zunächst zum baldigen Zusammenbruch der merkantilistischen Lehre und Politik in Frankreich.

Die Physiokraten und die Regierung Turgots. Jean Jacques Rousseau.

Es gibt kaum ein treffenderes Beispiel für die sprunghafte Entwicklung der menschlichen Gedanken und Einrichtungen als die Gegenwirkung gegen den Merkantilismus. Durch die einseitige Begünstigung von Industrie und Handel wurde wiederum die Schätzung der Landwirtschaft geweckt, die Fesselung aller freien Bewegung zeugte den Drang nach Frei-

1) Die französische Nationalversammlung von 1790 gab zur Tilgung der Staatsschuld unverzinsliche Banknoten (Assignaten) aus, die durch den Erlös aus den konfiszierten adligen und geistlichen Gütern gedeckt sein sollten. Die leichte Schaffung dieses Papiergeldes in Verbindung mit den großen Staatsbedürfnissen führte zu einer allmählichen Assignaten-Ausgabe von über 45 000 Millionen Livres. Diese ungeheure Vermehrung der Zirkulationsmittel trieb die Preise aller Waren derart in die Höhe, daß man schließlich für einen Laib Brot Tausende von Livres bezahlte. — Im Jahre 1797 waren die Assignaten vollständig wertlos geworden: die Republik erklärte den Staatsbankerott. Man hatte von Law nichts gelernt.

heit. Befreiung war die Losung der philosophischen Geister des 18. Jahrhunderts, die in dem berühmten Sammelwerke der Enzyklopädie ihren literarischen Mittelpunkt fand.

Der Name dieser neuen Schule: Physiokraten oder Ökonomisten, stammt daher, daß ihre Träger allen Reichtum von der Natur ableiteten. Nach ihrer Meinung ist es nur die Natur, nur die Erde, die wirkliche Güter hervorbringt. So erzeugt — neben den weniger wichtigen Berufen des Fischers, Jägers und Bergmanns — lediglich der Ackerbauer wahre Werte in Gestalt des Überschusses der Ernte über die Saat. Die Industrie schafft an sich nichts, sie verändert nur die ihr von der Landwirtschaft, dem Bergbau usw. gebotenen Grundstoffe. Der Haß des Hauptes der Schule, Francois Quesnay (1694—1774), richtete sich ganz besonders gegen den Handel sowohl als auch gegen das bisher so heilig gehaltene Hilfsmittel des Handels — das Geld. Geldreichtümer sind heimliche, unsichere Reichtümer, die kein Vaterland, kein Gemeinwohl kennen. Vom Wohle des Bauern allein hängt die Wohlfahrt des Staates ab: armer Bauer — armer Staat — armer Fürst. — Alle Beschränkungen in Handel und Wandel schaden der Landwirtschaft, die Verhinderung der Getreideausfuhr drückt die Preise, industrielle Schutzzölle verteuern die Werkzeuge. Die Politik der Industriezölle hat den Landwirt an den Rand des Abgrundes gebracht, die Freiheit des Verkehrs soll ihn wieder erheben; alle Zölle, Zünfte und Schranken müssen fallen. Da aller Reichtum nur aus dem Grund und Boden fließt, so müssen naturgemäß auch alle Lasten auf ihn abgewälzt werden: daraus ergibt sich die Richtigkeit einer einzigen Steuer, einer Steuer auf den Reinertrag des Grundeigentümers.

Auf den ersten Blick schon springt die krasse Einseitigkeit dieses Systems in die Augen: da, wie wir später sehen werden, der Vordersatz in der Auffassung des Ackerbaus als der einzig produktiven Tätigkeit falsch ist, so bricht das System in allen seinen positiven Forderungen zusammen. Aber durch ihre kritischen Leistungen haben sich die Physiokraten hoch um die Wissenschaft verdient gemacht, wie denn die Stärke fast aller Schulen nicht sowohl im Aufbau, als in der Kritik liegt. Sie haben die Theorie des Merkantilismus gründlich widerlegt, die Idee der Oberherrschaft von Handel und Gewerbe zerstört, die Lehre vom Selbstzweck des Geldes vernichtet. Sie haben nachgewiesen, daß man nur ausführen kann, wenn man im Tauschverkehr einführt, daß die Mehrausfuhr nichts anderes bedeutet als geringeren Verbrauch im Inlande, daß es vorteilhafter ist, nützliche Waren zu besitzen als totes Geld. Obwohl theoretische Feinde

von Handel und Industrie, haben sie doch diesen in der Praxis die größten Dienste geleistet durch die von ihnen befürwortete Befreiung von den drückenden Fesseln des Zoll- und Zunftzwanges, und sie haben damit der einseitigen, aber glänzenden Entwicklung des Kapitalismus die Wege gebahnt. Sie haben den Ackerbau wieder zu Ehren gebracht und zum erstenmal die Bevölkerung nicht nur an sich, sondern auch in ihrem Verhältnis zum allgemeinen Reichtum betrachten gelehrt. Sie haben die Gefahren der unfruchtbaren Kapitalbildung erkannt, durch deren sog. Ersparnisse ein Teil der allgemeinen Einkünfte dem Umlauf entzogen wird; sie haben aber auch die Entstehung des modernen Proletariats geahnt, weil derjenige, der nichts ersparen kann, nur so viel arbeite, als notwendig sei, um seinen Unterhalt zu gewinnen. — Vincent de Gournay (1712—1759), der kein so erbitterter Feind des Handels ist wie Quesnay, vertritt mit großer Überzeugungskraft als positiv nützliche Maßregel die Handels-, Gewerbe- und Verkehrsfreiheit, er ist der Vater des berühmten Wahlspruchs: „Laissez faire, laissez passer!“ („Laßt gehen, laßt geschehen!“), der später zum Losungswort der grundsätzlichen Freihändler, der Vertreter der unbedingten freien Konkurrenz, der in der Neuzeit wieder so hart angegriffenen „Manchesterschule“, geworden ist. Vor allem aber gebührt den Physiokraten das Verdienst, zuerst ein umfassendes System der Volkswirtschaft aufgestellt zu haben, während der Merkantilismus noch als ein unsicheres Tasten bezeichnet werden muß.

Diesem System sollte es vergönnt sein, wenige Jahre nach seiner Entstehung schon zur Herrschaft im Staate zu gelangen. Die grundlegende Schrift Quesnays, „Tableau Économique“, wurde 1753 gedruckt, zum Teil unter der persönlichen Mitwirkung an der Drucklegung seitens des Königs Ludwig XV., der bekanntlich in seinen Mußestunden die Kunst der Typographie übte (Quesnay war Leibarzt und Günstling des Königs). Bereits im Jahre 1774 wurde Robert Jacques Turgot (1727—1781), der sich als Intendant zu Limoges einen Ruf gemacht hatte, zum Finanzminister ernannt. Der durch Wissen und Charakter gleich vortreffliche Mann suchte die Theorie seiner Schule im Staatsleben zu verwirklichen. Turgot erstrebte eine umfassende Selbstverwaltung, eine gründliche Reform des Steuer- und Bankwesens, die Aufhebung der Zünfte, der Wegfronden, des Schlächtermonopols und des Oktrois, und die Freiheit des Handels, zunächst mit Getreide und Wein. Dadurch zog er sich die Feindschaft aller Privilegierten zu, die sich in ihren Vorrechten bedroht sahen, und die das Volk gegen den gefährlichen Neuerer aufzuhetzen suchten.

Als zu der Zeit, wo Turgot den Handel mit Korn, einstweilen nur von Provinz zu Provinz, von Ausfuhrzöllen befreite, eine Teuerung der Lebensmittel entstand, kam es zu ernsten Volksaufständen, die mit Waffengewalt unterdrückt werden mußten; infolgedessen mußte Turgot nach kaum zweijähriger Tätigkeit das Staatsruder wieder aus der Hand legen.

Turgot war kein Staatsmann nach dem Vorbild eines Colbert, in ihm überwog der Theoretiker den Mann der Tat, er hat Ähnlichkeit mit seinem Zeitgenossen, dem Kaiser Joseph II. von Österreich. In allen Wissenschaften bewandert, von hoher allgemeiner Bildung und vom edelsten Streben beseelt, sucht er sein Volk nach den Idealen Platos zu heben. Er setzt einen Erziehungsrat ein für das ganze Reich, der auch die Macht der Geistlichkeit brechen soll, und unter seiner Regierung erlebt man das unerhörte Schauspiel, daß die Gesetze der absoluten Monarchie von ausführlichen Einleitungen begleitet werden, die deren Bedeutung und Zweck erläutern. Sein Gegner, der spätere Minister Necker, sieht darin den Beginn der Revolution: bisher habe es geheißen: „car tel est notre bon plaisir" („das ist unser gnädiger Wille", unser persönliches Belieben), jetzt aber laute es: „car telle est notre sagesse et notre bonté" („das ist unsere Weisheit und unsere Güte"). Turgot ist auch der erste, der die Forderung des „Rechtes auf Arbeit" ausgesprochen und verteidigt hat. Nach seinem Sturze gingen die Dinge ihren alten Weg, die Privilegierten erhielten wiederum die Oberhand, sie taumelten ihrem Verhängnis entgegen.

Von den Physiokraten zu dem Genfer Philosophen Jean Jacques Rousseau (1712—1778), der der französischen Revolution seinen Geist aufgeprägt hat, führt eine leicht zu findende Brücke: sie sind verbunden durch die Liebe zur Mutter Natur, wie durch den Haß gegen die bestehende unnatürliche Gesellschaft. Rousseau beschäftigt sich in zwei seiner berühmtesten Schriften mit der sozialen Frage. In der Untersuchung „Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen" führt er diese ausschließlich auf die Arbeitsteilung zurück: Eisen und Korn haben die Menschen zivilisiert, aber die Menschheit verderbt. Der Ackerbauer braucht hier mehr Eisen, dort der Schmied mehr Korn: so unterjocht der Erfinderische, Stärkere, Geschicktere die anderen. Aus der Bebauung der Erde folgt deren Teilung, daraus entsteht das Eigentum. Der Mensch wird Sklave von seinesgleichen: ist er reich, braucht er der anderen Dienste; ist er arm, bedarf er ihrer Hilfe. Auch der Mittelstand kennt keine Unabhängigkeit. Nachdem alles Land in Besitz genommen war, konnten sich die einen nur noch auf Kosten der anderen ausdehnen: die Armen mußten ihren

Unterhalt durch den guten Willen der Reichen erhalten oder durch Gewalt und Raub; der Reichen bemächtigte sich eine Lust am Herrschen. Der Kampf wurde zur allgemeinen Losung. Da erfanden die Reichen und Mächtigen die Notwendigkeit des gemeinsamen Schutzes, der doch nur ihren eigenen bedeutete: der Staat muß von den Reichen erfunden worden sein, weil doch die Annahme vernünftiger ist, daß diejenigen etwas schaffen, denen es nützt, als die, denen es schadet. Die zum Schutze der Freiheit aller geschaffenen Regierungen aber dienen nur dazu, das Volk zu unterjochen. — Mit der Gesellschaft entsteht das Recht und das Unrecht, der Krieg verschiedener Gesellschaften und Völker gegeneinander. — Diesem Zustande der Zivilisation gegenüber ist das Los des Wilden beneidenswert: er atmet nur Ruhe und Freiheit, er will nur leben, Muße und Gleichmut erfüllen ihn. Der Mensch der Gesellschaft aber regt sich auf, quält sich ohne Unterlaß, um nur immer mühevollere Arbeit zu finden, schafft bis an sein Ende, rennt in den Tod, um leben zu können, und wirft das Leben weg, um Unsterblichkeit zu gewinnen; er macht den Großen den Hof, die er haßt, und den Reichen, die er verachtet. Der Wilde lebt in sich selbst, der Zivilisierte nur in der Meinung anderer. — Diese einem tiefen Gemüt entsprungene, aber sonderbar übertriebene Theorie hat Voltaire zu der Kritik veranlaßt, man fühle sich dabei ordentlich versucht, wieder auf allen Vieren zu kriechen. Sie ist jedoch bedeutungsvoll durch den ernsten Hinweis auf die sozialen Schäden, welche die steigende Kultur mit sich bringt.

Am Eingang des zweiten Teiles der Untersuchung über die Ungleichheit findet sich die berühmte Stelle: „Der erste, der ein Grundstück einzäunte und sagte: das ist mein! und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Krieg und Mord, wieviel Elend und Schrecken hätte derjenige unserem Geschlechte erspart, der die Pfähle ausgerissen, die Gräben verschüttet und seinen Genossen zugerufen hätte: Hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergesset, daß die Früchte allen gehören, die Erde aber niemand!"

In seinem Hauptwerke, dem „Contrat social", dem „Gesellschaftsvertrage", entwirft Rousseau das Ideal einer Staatsverfassung, die, im Gegensatze zu dem herrschenden Begriffe des Gottesgnadentums, auf einem jederzeit widerrufbaren Vertrage zwischen Volk und Regierung beruht. Auch in diesem Werke legt Rousseau die ganze Verantwortung für die sozialen Schäden auf das Eigentum, doch rechnet er hier mit

den gegebenen Verhältnissen. Im „Contrat social“ stellt Rousseau drei Bedingungen als Voraussetzung der Besitzergreifung auf: daß das betreffende Grundstück nicht schon einem anderen gehöre; daß keiner mehr nehme, als er zum Leben gebraucht; daß man es nicht nur durch Zeichen, sondern durch Arbeit und Kultur zum Eigentum mache. — Rousseau hat gesunde Ansichten über die Wichtigkeit einer richtigen Vermögensverteilung und erklärt als eine der vornehmsten Aufgaben der Regierung, die äußerste Ungleichheit der Vermögen zu verhindern, nicht indem sie den Besitzenden ihre Schätze wegnimmt, sondern indem sie die Mittel beseitigt, solche aufzuhäufen; nicht indem sie Asyle für die Armen baut, sondern alle vor dem Armwerden schützt. In einem geordneten Staat darf kein Bürger reich genug sein, um einen anderen kaufen zu können, keiner so arm, um sich verkaufen zu müssen. Wer nur eben die Notdurft des Lebens hat, soll keine Steuer bezahlen; die Belastung des im Überfluß Stehenden kann im Bedarfsfalle so weit gehen, daß ihm alles bis auf das Notwendige genommen wird. Den Zweck des Gesellschaftsvertrages erblickt er darin, „eine Form zu finden, mittels der durch die gemeinsame Macht der Gesellschaft Person und Güter eines jeden Teilhabers verteidigt und geschützt werden, und bei der doch ein jeder, indem er sich allen verbindet, nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher, mit anderen Worten: die Vereinigung der gesellschaftlichen Wohlfahrt mit dem höchsten Maße von Freiheit und Glück des einzelnen“.

Rousseaus politisches Ideal hat der großen Revolution Frankreichs die Richtung gegeben, ist aber bis heute nur in der Verfassung eines einzigen Landes annähernd erfüllt, in Rousseaus Heimat, in der Schweiz. Seine sozialen Ansichten treten in der gewaltigen Bewegung der großen Revolution vollständig in den Hintergrund. Denn die Weltgeschichte macht keine Sprünge: zuerst mußte der dritte Stand, das Bürgertum, von den Fesseln der Feudalzeit befreit werden, ehe an die Emanzipation des vierten Standes überhaupt ernstlich gedacht werden konnte.

Literatur.

Roscher, W., Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre im 16. und 17. Jahrhundert. (Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften. Bd. III.) Leipzig 1851.

— Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874.

Schmoller, G., Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung. (Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte.) Leipzig 1898.

Oncken, A., Geschichte der Nationalökonomie. I. Bd. Leipzig 1902.

Lettres, instructions et mémoires de Colbert, publiés par Pierre Clément. Paris 1861—73.

Clément, P., Histoire de Colbert et de son administration. Paris 1874.

Farnam, H. W., Die innere französische Gewerbepolitik von Colbert bis Turgot. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. I. Bd. 4.) Leipzig 1878.

Hecht, G. H., Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. I. Bd. 2.) Tübingen 1898.

v. Heyking, Geschichte der Handelsbilanztheorie. Berlin 1888.

Schaer, J., Handelsbilanz u. Diskont. Berlin 1908.

Schraut, M., Die Lehre von den auswärtigen Wechselkursen. 2. Aufl. Leipzig 1882.

Maier, Gustav. Geldwesen, Zahlungsverkehr und Vermögensverwaltung. 2. Auflage. ANuG. Bd. 398.

Économistes financiers du XVIII siècle: Vauban. Boisguillebert. Jean Law. Melon. Dutot. Précédés de notices historiques sur chaque auteur et accompagnés de commentaires et de notes explicatives par A. Daire. Paris 1851.

Levasseur, E., Recherches historiques sur le Système de Law. Paris 1854.

Heymann, J., Law und sein System. München 1854.

Quesnay, Fr., Oeuvres économiques et philosophiques, herausgegeben von A. Oncken. Frankfurt a. M. und Paris 1888.

Oeuvres de Turgot, avec les notes de Du Pont de Nemours. Paris 1809—11; nouv. édition par E. Daire et H. Dussard. Paris 1844.

Turgot, J., Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums. Aus dem französischen Original ins Deutsche übertragen von V. Dorn und eingeleitet von H. Waentig. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. I. Bd.) 2. Aufl. Jena 1914.

Schelle, G., Du Pont de Nemours et l'école physiocratique. Paris 1888.

Karl Friedrichs v. Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont. Bearbeitet und eingeleitet von Karl Knies. Heidelberg 1892.

Hasbach, W., Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von F. Quesnay und A. Smith begründeten politischen Ökonomie. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. X. Bd. 2.) Leipzig 1890.

Gide, Ch. und Ch. Rist, Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. Deutsche Ausgabe von R. Kern. Jena 1913.

Rousseau, Jean Jacques, Contrat social. (Deutsch bei Reclam.)

Haymann, F., J. J. Rousseaus Sozialphilosophie. Leipzig 1898.

Liepmann, M., Die Rechtsphilosophie des J. J. Rousseau. Berlin 1898.

Hensel, P., Rousseau. 2. Aufl. Leipzig 1912.

Siebentes Kapitel.

Ein Jahrhundert wirtschaftlicher Entwicklung in England.

Adam Smith, Ricardo, Malthus.

Die Entdeckungen neuer Erdteile, die zunehmende Kolonisation und der steigende Handel und Verkehr führen zu einer langsamen Zersetzung der patriarchalischen Ordnungen des mittelalterlichen Europa. Durch die fast gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst wird die Übertragung der Gedanken von Zeit und Raum unabhängiger gemacht, die Entdeckungen und Erfindungen, die materiellen und geistigen Errungenschaften werden schneller zum Gemeingut. Heute erscheint es uns beinahe als eine Unmöglichkeit, daß noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts Produkte wie Kaffee, Tee, Reis, Kakao, Tabak u. a. m., die jetzt zu den unentbehrlichsten Nahrungs- und Genußmitteln zählen, in Europa unbekannt waren, daß man erst im 13. und 14. Jahrhundert anfing, Baumwolle zu verarbeiten, und daß umfangreichere Erzeugung von Baumwollstoffen erst im 16. Jahrhundert beginnt.

So strömten aus den jungen überseeischen Kolonien neue Waren herein und wurden rasch zum Bedürfnis; dagegen entstand von drüben her eine gesteigerte Nachfrage nach Industrieprodukten, die dort nicht hergestellt werden konnten, weil das Gewerbe noch wenig entwickelt war und alle Kräfte durch die Bebauung des Bodens in Anspruch genommen wurden. Um die erforderlichen Tauschwerte zu erzeugen, mußte notwendig in Europa eine erhöhte gewerbliche Tätigkeit eintreten.

Für den früher so einfachen Verkehr im engbegrenzten Wirtschaftskreise hatte noch das Handwerk genügt: was hätte es auch dem Weber, dem Schneider, dem Schuster, dem Schmied der guten alten Zeit nützen sollen, mehr hervorzubringen, als es der Bedarf seines Dorfes oder seiner Stadt erforderte, d. h. mehr als das, wofür ein fester Kundenkreis ihn sicheren Absatz erhoffen ließ? — Nun aber dehnte sich die Welt, ein nach Millionen zählender Kreis von Abnehmern bot sich zunächst den Kaufleuten dar, die an den Seehäfen und großen Handelsstraßen saßen; diese gaben, soweit sie nicht selbst Unternehmer wurden, die Anregung zu einer massenweisen Herstellung gesuchter Fabrikate: durch Vereinigung vieler Handwerker und Arbeiter gleicher und ungleicher Art, unter der Leitung und Verwertung durch einen an der Arbeit nicht persönlich teilnehmenden

Unternehmer, in fortschreitender Ausbildung der Arbeitsteilung, entstand die Manufaktur, die Vorgängerin der modernen Großindustrie, und lieferte nun Tauschwaren für den Exporthandel nach den Kolonien. Die steigende Nachfrage nach solchen Waren erzeugte das Bedürfnis nach massenhafter und immer rascherer Produktion, immer feiner bildete sich die Teilung der Arbeit aus, immer mehr Werkzeuge wurden erfunden, um die Menschenhand zu ersetzen, die Arbeit zu vereinfachen, zu veredeln und doch zugleich zu vergrößern; die Wissenschaft fing an, sich durch die Technik dem Gewerbe dienstbarer zu machen.

Gleichzeitig vollzog sich eine gewaltige Umwälzung in der Lage der arbeitenden Klassen; die Fabrikation, die sich seither noch vielfach im Rahmen der Hausindustrie bewegt hatte, wurde mehr und mehr in große gemeinsame Räume zusammengedrängt, besonders nachdem die Dampfkraft anfing, überall den Menschen als Triebkraft zu ersetzen. In einzelnen Gegenden, besonders der Eisen- und Baumwollindustrie, entstand dadurch eine Fabrikbevölkerung mit neuen Erscheinungen der leiblichen und sittlichen Not; die Arbeiterschaft wird vom Lande in die Stadt gedrängt, vom Ackerbau zur Industrie, von einer seßhaften Tätigkeit zu unsicheren rasch wechselnden Lebensbedingungen, zusammengepfercht in den elendesten Wohnstätten der Großstädte; die Bande der Familie werden zerrissen, Frauen und Kinder sind der Überarbeit und der Entsittlichung preisgegeben. Gegenüber dem wachsenden Reichtum einzelner Unternehmer mußte diese drückende Lage der Massen immer greller in die Augen springen. So wurden Forscher und Menschenfreunde gedrängt, sich mit den Problemen des verwandelten Wirtschaftslebens zu beschäftigen; weder hatten die Kapitalisten damals eine Veranlassung, sich mit solchen Fragen zu befassen, noch war das zunächst betroffene neu entstandene Proletariat bei seinem niederen Bildungsgrade fähig zu Gedanken an eine wirksame Selbsthilfe. Dem unbefangenen Beobachter mußte klar werden, daß hier mit den Quacksalbereien des nur auf den Handel gerichteten Merkantilismus ebensowenig geholfen sein konnte, als mit der Einseitigkeit der nur an die Landwirtschaft denkenden Physiokraten. Denn die Erzeugung der Waren ist ja die wichtigste Voraussetzung des Handels, und die überwiegend industrielle Tätigkeit drängt den Ackerbau in die zweite Reihe, schon durch die wachsende Zahl der beteiligten Personen und durch die steigende Höhe der angelegten Kapitalien. Statt Gold und Silber fangen Eisen, Kohle und Baumwolle an, das Leben zu beherrschen; das Wohl der Völker deckt sich nicht mehr mit der Machtentfaltung ihrer Fürsten, es

zeigt sich das Feld einer anderen, einer friedlichen Eroberung, fruchtbarer als dasjenige kriegerischer Erfolge. Aber führte nicht dieser neu eingeschlagene Weg auch auf ein Schlachtfeld, auf welchem unter dem eisernen Kommando der Not Millionen litten und zugrunde gingen? —

Wo anders hätten solche Gedanken entstehen sollen, als eben in England, demjenigen Lande in Europa, wo die gewerblichen Verhältnisse zuerst umgestaltet wurden, wo die seit 500 Jahren ruhig fortschreitende politische Entwicklung eine höhere Freiheit des Denkens, eine größere Gewalt der öffentlichen Meinung erzeugt hatte? So sehen wir denn in England naturgemäß die Grundlagen einer neuen Wirtschaftslehre entstehen, welche die Einseitigkeiten der Vorgänger zu überwinden und die wahren Gründe des Volkswohlstandes zu entdecken versucht. Auch auf diesem Gebiete hatten Hunderte vorgearbeitet, drei Männer aber sind es, welche die Resultate der neuen Wissenschaft weit in alle Welt getragen haben: Adam Smith (1723—1790), ein schottischer Professor, Thomas Robert Malthus (1766—1834), ein englischer Pfarrer, und David Ricardo (1772 bis 1823), ein von portugiesischen Juden abstammender Londoner Bankier, der auch im englischen Unterhause eine erfolgreiche politische Tätigkeit übte. Der wissenschaftlich bedeutendste und schärfste Denker unter ihnen ist unstreitig Ricardo, weshalb auch heute noch ein Lehrstuhl der politischen Ökonomie an der Universität London mit Recht seinen Namen trägt. Derjenige aber, der durch die Klarheit und Volkstümlichkeit seiner Darstellung am meisten zur Verbreitung neuer Lehren beigetragen hat, ist Adam Smith. Sein grundlegendes Werk: „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Volkswohlstandes“ erschien 1776, das Buch von Malthus: „Versuch über die Grundsätze der Bevölkerung“ 1798, das Hauptwerk von Ricardo: „Prinzipien der politischen Ökonomie und des Steuerwesens“ 1817. Wenn auch gewisse Abweichungen in den Ansichten der drei Denker sich geltend machen, so sind doch deren Grundzüge so ähnlich, daß sie im wesentlichen als ein einziges System angesehen und behandelt werden können. Am besten kann eine Übersicht über das Wesen der neuen Theorie an der Hand des Werkes von Adam Smith gegeben werden, eines Werkes, das — die Frucht zehnjähriger Arbeit und persönlicher Untersuchungen in England, Frankreich und der Schweiz — in seiner Faßlichkeit und Klarheit, wie in seiner spannenden Darstellungsweise einzig in der Literatur dasteht. Wohl durch kein anderes Buch wird das Denken über wirtschaftliche Fragen so mächtig angeregt.

Nach Smith entspringt aller menschliche Fortschritt aus der, eine außer-

ordentliche Steigerung der Produktion herbeiführenden Arbeitsteilung. So kann z. B. ein einzelner Arbeiter im besten Falle 20 Stecknadeln im Tage verfertigen, während zehn vereinigte Arbeiter, die sich in die einzelnen Verrichtungen teilen, 48000 liefern. Je geringer die Teilung der Arbeit, desto langsamer ist der Fortschritt, was am besten in der Landwirtschaft erkannt wird. — Die Erhöhung der Leistung entsteht durch die größer werdende Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters, durch die Ersparung von Zeit beim Wechsel der Beschäftigung und durch die Anwendung arbeitsparender Maschinen. Die ursprüngliche Erfindung von Maschinen ist vielfach nur der Bequemlichkeit oder dem Zufall zuzuschreiben: so wurde z. B. die wichtigste Verbesserung der Dampfmaschine, das selbsttätige Ventil, von einem Knaben erfunden, der zu faul war, jedesmal das Ventil zwischen dem Kessel und dem Zylinder zu schließen und es daher durch einen Strick mit einem anderen Teile der Maschine verband.

Die Vervielfältigung der Erzeugnisse ist die Ursache des sich allmählich bis zu den untersten Volksklassen erstreckenden Wohlstandes. Wie viele Menschen müssen in den verschiedensten Berufen tätig sein, um nur den einfachen wollenen Rock eines armen Tagelöhners herzustellen! — Die Idee der Arbeitsteilung aber ist nicht etwa der menschlichen Weisheit von selbst entsprungen, sie ist vielmehr das Ergebnis der menschlichen Neigung zum Tauschen, die durch den gegenseitigen Vorteil geschaffen wird. Die Teilung der Arbeit erzeugt eine große Verschiedenheit unter den Menschen, die aber nicht sowohl ihre Ursache als ihre Wirkung ist. Dem Kinde kann man kaum anmerken, ob ein Philosoph, ob ein Lastträger aus ihm werden wird. — Die Ausdehnung der Arbeitsteilung ist von derjenigen des Marktes abhängig: in einem Dorfe z. B. wird man keinen besonderen Beruf des Lastträgers brauchen. Daher kommt es auch, daß die ersten Erscheinungen der höheren Kultur an den Seeküsten und in den großen Flußgebieten entstehen: am Mittelländischen Meere, an den Ufern des Nils und des Ganges, an den Flußmündungen des östlichen China. Hier bildet sich mit Hilfe der Schiffahrt der Tauschverkehr, der im Binnenlande durch die ungenügenden Verkehrsmittel noch gehemmt ist, leichter aus. Aber zu einem solchen Verkehr gehören Tauschmittel: wenn der eine nichts von dem hat, was der andere begehrt, so kann kein Tausch stattfinden. Daraus entsteht die Notwendigkeit allgemeingültiger Wertmesser, als welche sich zuletzt Metalle und das aus ihnen geprägte Geld darbieten.

Was wir Wert nennen, hat zwei verschiedene Bedeutungen: es kann

entweder die Nützlichkeit eines Gegenstandes ausdrücken, oder aber die Fähigkeit, andere Waren einzutauschen. Im ersten Falle ist es der **Gebrauchswert**, im zweiten der **Tauschwert**. Diese beiden Bezeichnungen von Wert decken sich nicht immer: es gibt Dinge, die einen sehr großen Gebrauchswert und doch keinen Tauschwert haben, wie z. B. die Luft, während andere Dinge einen sehr hohen Tauschwert und beinahe gar keinen Gebrauchswert besitzen, wie z. B. der Diamant.

Ein Mensch ist reich oder arm, je nachdem er sich die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens aneignen kann; sobald aber die Arbeitsteilung auftritt, hängt sein Reichtum von der Arbeit der anderen ab, die er sich zu verschaffen imstande ist. **Die Arbeit ist also der Maßstab für den Tauschwert aller Güter.** Reichtum ist nur die Herrschaft über die Arbeit anderer; nicht mit Hilfe von Gold und Silber, sondern durch Arbeit ist ursprünglich aller Reichtum erworben worden. Arbeit ist jedoch ein sehr schwer zu bestimmendes Wertmaß, weshalb der Tauschwert meistens in **Geld** ausgedrückt wird. Dieser Umstand aber führt zu vielen Irrungen, denn auch der Preis der edlen Metalle ist nicht, wie wir gemeinhin annehmen, ein fester; Gold und Silber sind Waren, die je nach der Ausbeute in den Bergwerken und durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage im Werte schwanken. In einem besonderen Abschnitt des ersten Buches seines Werkes weist Smith nach, daß das Verhältnis des Wertes von Gold und Silber seit der Entdeckung Amerikas sich von 1 zu 10 auf 1 zu 14—15 verschoben habe. (Bis vor 30—40 Jahren war das Verhältnis wie 1 zu etwa 16 und hat sich bis 1914 auf 1 zu etwa 35 verschoben, seit Beginn des Weltkrieges auf 1 zu 23 wieder verändert.) Man erhielt also für 1 Pfund Gold um das Jahr 1450: 10 Pfund Silber, im Jahre 1776: 14—15, 1870: 16, 1896: etwa 30, 1913: etwa 35, 1917: etwa 23 Pfund Silber. Daraus ergibt sich (bis in die allerjüngste Zeit) eine fortschreitende Wertverminderung, die Smith wenigstens im Prinzip vorausgesehen hat. Diese kann natürlich ebensowohl eine Verteuerung des Goldes als eine Verbilligung des Silbers bedeuten oder auch beides zugleich; aber sie beweist augenfällig den wechselnden Wert des Geldes, der sich unserem Blicke nur deshalb entzieht, weil seine Benennung immer dieselbe bleibt. — Daher sagt Smith mit Recht, daß nur zu derselben Zeit und an demselben Orte das Geld der genaue Maßstab für den Tauschwert aller Güter sei, weshalb auch in der Regel die auf Getreide lautenden Abgaben und Renten (Naturalrenten genannt) sicherer und auf die Dauer auch wertvoller sind als Geldrenten. Getreiderenten, die zur Zeit der

Königin Elisabeth festgesetzt wurden, gaben zur Zeit von Smith, also etwa 200 Jahre später, einen viermal größeren Ertrag als die gleichzeitig mit gleichem Werte festgesetzten Geldrenten. — Dagegen bleibt, nach der Ansicht Smiths, der Preis der Arbeit im wesentlichen immer gleich.

Unter den einfachen Verhältnissen, da man weder Kapitalansammlung noch Landerwerb kannte, war die Arbeit die alleinige Grundlage des Tausches; wenn z. B. die Tötung eines Bibers doppelt so viel Mühe kostete als die eines Hirsches, so wurden zwei Hirsche gegen einen Biber ausgetauscht. Auf einer höheren Stufe der Kultur aber treten die verschiedenen Bestandteile des Preises in selbständiger Weise hervor: neben der Arbeit kommt das Kapital und der Boden in Betracht. Der Ertrag der Arbeit heißt Lohn, der Ertrag des Kapitals Gewinn, der Ertrag des Bodens Rente.

Sobald ein gewisser den eigenen Bedarf übersteigender Vorrat an Gegenständen zum Besitze einzelner wird, verfallen diese darauf, andere Menschen zur Arbeit anzustellen, um dadurch einen Überschuß als Kapitalgewinn zu erzielen. Die einzelnen, die auf diesem Wege zu Unternehmern werden, leiten Betrieb und Absatz, aber ihr Gewinn richtet sich dabei nicht nach dem Werte ihrer Leistung für Aufsicht und Verkauf, sondern nach der Menge des verwendeten Kapitals. Wenn z. B. der durchschnittliche Kapitalgewinn in einem Lande 10% beträgt und in zwei Fabriken je 15 Arbeiter mit je 1000 M. Jahreslohn beschäftigt werden, wobei die eine Fabrik Rohstoffe im Werte von 30 000 M. verarbeitet, die andere Rohstoffe feinerer Gattung im Werte von 300 000 M., so beträgt (natürlich unter der Voraussetzung eines nur einmaligen Umsatzes im Jahre) das Betriebskapital der einen Fabrik 45 000 M. (d. h. 30 000 M. für Rohstoffe und 15 000 M. für Arbeitslohn), das der anderen 315 000 M. (d. h. 300 000 M. für Rohstoffe und 15 000 M. für Arbeitslohn); der Kapitalgewinn ist also bei gleicher Arbeiterzahl und gleicher Leistung in dem einen Falle 4500 M. (d. h. 10% aus 45 000 M.), im anderen 31 500 M. (d. h. 10% aus 315 000 M.).

Der zweite Bestandteil ist die Bodenrente. Sobald der Grund und Boden Privateigentum wird, verlangen die Besitzer, die gleich allen anderen Menschen gerne da ernten, wo sie nicht gesäet haben, eine Entschädigung selbst für den natürlichen Ertrag dieses Bodens. Während unter der Herrschaft des Gemeineigentums das Holz des Waldes, das Gras auf dem Felde nur die Mühe des Einsammelns kosteten, muß jetzt dem Grundbesitzer die Erlaubnis zu sammeln bezahlt werden, indem ihm

ein Teil des eigentlichen Arbeitsertrages abgegeben wird. Die Theorie der Bodenrente hat nun Ricardo weiter ausgebildet und in eine leicht faßliche Form gebracht. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es sich in einem erst zu bevölkernden Lande darum handle, das notwendige Getreide zu gewinnen. Dazu würde man, wie es sich von selbst versteht, den am meisten geeigneten Ackerboden wählen, d. h. den Ackerboden, der bei möglichst geringer Anwendung von Kapital und Arbeit den höchsten Ertrag liefern kann. Ricardo nimmt nun an, daß bei einem richtigen Anbau aus einer bestimmten Fläche solchen Bodens eine gewisse Menge Getreide gewonnen würde, z. B. 100 Scheffel. Ist nun bei wachsender Bevölkerung der Boden erster Güte erschöpft, so wird man zum Anbau der Äcker zweiter, geringerer Qualität gezwungen; aus diesen Äckern aber wird bei gleichem Aufwand von Kapital und Arbeit und bei gleicher Bodenfläche eine kleinere Ernte gewonnen, z. B. 90 Scheffel. Die Folge davon ist, daß sich nun der Preis des Getreides nach dieser geringeren Produktion notwendig richten muß, denn andernfalls würde der geringere Acker nicht angebaut werden. Der Besitzer des besseren Bodens muß somit jetzt für 90 Scheffel so viel als früher für 100 erhalten und erzielt dadurch einen Überschuß von 10 Scheffel. Dieser Überschuß, in Geld ausgedrückt, bildet nun seine Rente; der geringere Boden aber kann nur eben die Kapitalzinsen und den Arbeitslohn aufbringen. Nötigt die immer steigende Volkszahl, eine dritte noch geringere Art von Boden anzubauen, wobei unter den gleichen Bedingungen von Bodenfläche, Arbeit und Kapital nur 80 Scheffel gewonnen werden, so ergibt sich schon für den Besitzer der zweiten Art Boden eine Rente von 10 Scheffel, und die Rente der ersten Art, des besten Ackers, steigt auf 20 Scheffel usw. Mit anderen Worten: die Rente wird bestimmt durch den Überschuß des Bodenertrags über den Ertrag der zuletzt angebauten, des geringsten Ertrages fähigen Grundstücke. (Durch den deutschen Nationalökonomen von Thünen ist in seinem Werke: „Der isolierte Staat" diese Theorie noch dahin ergänzt worden, daß neben der Ertragsfähigkeit auch die Lage der Grundstücke zu den Wirtschaftsgebäuden und zum Markte einen Einfluß auf die Bodenrente ausübt.)

Diese von Ricardo ganz allgemein gehaltene Theorie, die natürlich in der praktischen Anwendung mancherlei Änderungen erleiden muß, ist besonders durch den Nachweis bedeutsam, daß nicht der Besitzer, sondern die steigende Bevölkerung und der wachsende allgemeine Wohlstand die Bodenrente erzeugen. Am klarsten sieht man es beim Steigen der Boden-

werte in unseren großen Städten, wo lediglich infolge des Zuströmens neuer Einwohner ungeheure Spekulationsgewinne an Grund und Boden erzielt werden. Die moderne Bewegung der sog. Bodenreform sucht diesem Übelstande abzuhelfen, indem sie die Überführung des gesamten Bodenbesitzes in gesellschaftliches Eigentum anstrebt, teils unmittelbar, teils auf dem Wege einer Verstaatlichung des Hypothekenkredits. Während die Bestrebungen der Bodenreformer mit Bezug auf den ländlichen Grundbesitz wegen der entgegenstehenden Schwierigkeiten bisher keine Erfolge aufzuweisen hatten, haben ihre Gedanken Einfluß gewonnen auf das Gebiet der städtischen Verwaltung. Die Teuerung des städtischen Grundbesitzes und infolgedessen der Wohnungsmiete hat zur Errichtung von ungeheuren Mietskasernen geführt, wodurch ernste sittliche und gesundheitliche Gefahren entstehen. Durch die an vielen Orten getroffene Besteuerung der Spekulationsgewinne konnte nur eine finanzielle Ausgleichung für das Gemeinwesen erzeugt werden, die eigentlichen Übel aber wurden dadurch nicht beseitigt. Deshalb streben neuerdings viele Gemeindeverwaltungen die Erwerbung von Grundbesitz an, wodurch sie in die Lage kommen, die Bodenpreise niedriger zu halten und zugleich auf eine größere Ausdehnung des Weichbildes der Städte hinzuwirken; auch der Staat erläßt Gesetze, um den „Mehrwert" zu erfassen und der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Vergleicht man die meilenweit sich hinziehenden Vorstädte und die von Gärten umgebenen Familienhäuser Londons mit den gedrängten Straßenzügen und vielstöckigen Häuserreihen anderer Großstädte, so zeigt sich der Segen einer gesunden Wohnungspolitik. Diese kann in unserer Zeit noch wirksam unterstützt werden, wenn man endlich die Straßen- und Vorortsbahnen in ihrer richtigen Bedeutung erkennt, d. h. wenn man die Außenquartiere mit der Stadt durch bequeme Verkehrslinien verbindet und sehr mäßige Fahrpreise für die draußen wohnenden Familien festsetzt. Man würde dadurch ein wirksames Mittel gewinnen, um das Steigen der städtischen Bodenrente zu hemmen, die Annehmlichkeiten des städtischen und des ländlichen Lebens zu verbinden und die kulturellen Gefahren des „Zuges nach der Großstadt" zu begrenzen.

Doch kehren wir nun zu Adam Smith zurück. — Überall besteht ein gewisser durchschnittlicher, üblicher Satz für Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Bodenrente. Derjenige Preis der Waren, der sich auf Grund dieser Sätze ergibt, könnte der natürliche Preis der Waren genannt werden. Er wird durch größere Nachfrage erhöht, durch stärkeres Angebot erniedrigt,

aber nur dann, wenn Angebot und Nachfrage wirksam sind, d. h. wenn sie wirklich zu Kauf und Verkauf führen können. So entsteht der **Marktpreis**, aber alle Waren streben immer dem natürlichen Preise zu, weil die Produktion durch Erhöhung der Preise angeregt und gesteigert, durch Fallen der Preise gehemmt wird. Alle Monopole, Zölle, Zünfte u. dgl., die in diesen natürlichen Verlauf eingreifen, sind schädlich, weil sie zugunsten einzelner die Preise über ihren natürlichen Stand erhöhen.

In den Zeiten der einfachsten Wirtschaftsform, da es weder Kapitalansammlung noch Bodenrente gab, gehörte dem Arbeiter der ganze Ertrag seines Werkes. Hätte sich die frühere Wirtschaftsform nicht verändert, so kämen alle Vorteile der Arbeitsteilung noch ihm zugute; alle Waren wären billiger, jedoch immer nur im Verhältnis der ersparten Arbeit. Sobald nun der Grund und Boden Privateigentum wird, fordert der Besitzer seine Rente; sobald der Unternehmer auftritt, der Rohstoffe und Werkzeuge liefert und dem Arbeiter den Unterhalt vorschießt, verlangt er einen Gewinn. Eine Teilung des Ertrages greift Platz, es entsteht der **Arbeitslohn**, der eigentlich vom Übereinkommen abhängt; Arbeiter wie Unternehmer vereinigen sich, um möglichst günstige Bedingungen zu erzielen. Aber die Unternehmer erreichen es leichter: es sind ihrer wenige, sie können es länger aushalten und haben zudem die Klinke der Gesetzgebung in der Hand. Deshalb gibt es nirgends Gesetze gegen das Herabdrücken des Lohnes, aber sehr viele gegen das Streben nach dessen Erhöhung. Die Vereinbarungen der Unternehmer gehen meist ganz still vor sich, diejenigen der Arbeiter müssen bei ihrer größeren Zahl und ihrer geringeren Bildung geräuschvoll sein. Darum haben sie selten Erfolg, weil die Gegner fest zusammenhalten, sie selbst der Not unterliegen und oft die Behörden gegen sich haben. Doch besteht in der Möglichkeit der Erhaltung und Fortpflanzung immerhin eine gewisse Grenze für das Herabdrücken der Löhne. Sobald diese Grenze überschritten wird, muß sich die Zahl der arbeitenden Bevölkerung vermindern, das Angebot von Arbeit sinkt, und von selbst muß wieder eine Erhöhung des Lohnes eintreten.

Adam Smith beschäftigt sich mit der Bevölkerungsfrage nur vorübergehend, während **Malthus** sie einer eingehenden wissenschaftlichen Erörterung unterzieht. Wir haben gesehen, wie ernst man sich schon im Altertum mit diesem wichtigen Problem befaßte, man suchte es dort zu lösen durch staatliche Einwirkung auf die Eheschließung, durch Beseitigung schwacher Kinder, durch Auswanderung usw. Das Mittelalter stand

unter der Herrschaft des biblischen Gebotes: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Bis an die Schwelle der neuen Zeit waren auch die Fürsten Anhänger einer möglichst großen Volksvermehrung, weil sie nicht genug Steuerzahler und besonders nicht genug Söldner bekommen konnten. Die Bevölkerung aber vermehrte sich dennoch nicht, da durch die nicht endenden Kriege und die beständigen Epidemien eine große Anzahl Menschen hingerafft wurden. Das Menschenleben stand nieder im Werte, besonders das Schicksal der unteren Klassen fand fast gar keine Beachtung. Mit der steigenden Bedeutung der Arbeit aber mußte sich diese Anschauung ändern; das Fortschreiten der Naturwissenschaften und die erste Ausbildung der Statistik führten zur Erkenntnis einer gewissen Regelmäßigkeit in den Vorgängen der Zusammensetzung und Bewegung der Bevölkerung. So sehr der einzelne in seinem Verhalten scheinbar frei war, so ergab sich bald eine noch unerklärliche Übereinstimmung in der Zahl der Ehen, Geburten und Todesfälle. So fing man an, dem Leben der Massen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, nach einer Gesetzmäßigkeit in der Zu- und Abnahme der Bevölkerung zu forschen.

Nach der Theorie von Malthus haben die Menschen, gleich den Pflanzen und den Tieren, den natürlichen Trieb zur unbegrenzten Vermehrung. Die Natur wirkt unter normalen Verhältnissen erfahrungsgemäß dahin, daß etwa in 25 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung eintritt. Mit der Vermehrung der Bevölkerung kann die Vermehrung der Nahrungsmittel nicht gleichen Schritt halten; je höher die Kultur und die Menschenmenge steigen, desto schwieriger wird die entsprechende Vermehrung der Nahrungsmittel. Malthus sucht dieses Verhältnis in Zahlenreihen darzustellen: während die Volkszahl anwachsen will nach der Reihe 1, 2, 4, 8, 16, 32 usf. (nach der sog. geometrischen Reihe), steigen die Nahrungsmittel nach der Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6 usf. (nach der sog. arithmetischen Reihe). In 200 Jahren würde also die Menge der Nahrungsmittel zu der Zahl der Bevölkerung sich verhalten wie 9 zu 256, in 300 Jahren wie 13 zu 4096 usw. — Ein solches Mißverhältnis wird nun verhindert durch die natürliche Unmöglichkeit, daß überhaupt mehr Menschen leben können, als sie Nahrungsmittel zu finden vermögen. Daraus schließt Malthus, daß dieses Streben nach unbegrenzter Vermehrung nur durch gewisse Hemmungen geregelt werden könne, die entweder in freiwilliger Enthaltsamkeit, Beschränkung der Kindererzeugung, Auswanderung u. a. m. bestehen oder in zwingenden Ursachen, Mißernten, Krieg und Seuchen. Soweit menschliche Handlungen nicht hemmend

genug einwirken, vernichtet den Überschuß die Natur selbst durch Hunger und Elend. Malthus gelangt zu folgenden drei Grundsätzen: 1. Die Volkszahl ist notwendig beschränkt durch die Menge der vorhandenen Nahrungsmittel, 2. sobald die Nahrungsmittel sich vermehren, nimmt die Volkszahl auch ohne künstlichen Anreiz von selbst zu, 3. die Hemmnisse bleiben immer Enthaltsamkeit oder — Laster und Elend.

Eine solche Lehre wäre erschreckend, wenn sie mehr sein wollte als ein Hinweis auf die ernste Prüfung einer für die Menschheit so wichtigen Frage. Wenn Malthus' Theorie richtig wäre, so würde sie nichts Geringeres bedeuten als den Rückgang, ja den Verfall des Menschengeschlechtes. Denn nur die Besten würden im günstigsten Falle das Mittel der freiwilligen Enthaltsamkeit üben, so daß zuletzt sich nur die Schlechtesten fortpflanzen und ihre Eigenschaften vererben würden. Diese düstere Lehre ist aber nicht weniger einseitig, als der ihr entgegenstehende biblisch-merkantilistische Optimismus, zu dessen Bekämpfung sie entstanden ist. Abgesehen von der Unrichtigkeit der Zahlen, die Malthus selbst nicht etwa als feststehende anführt, sondern nur zur Erläuterung seines Grundgedankens gebraucht, beweist die Entwicklung der Bevölkerung im eigenen Vaterlande von Malthus augenfällig das Gegenteil. Im Jahre 1750 zählte Großbritannien 8 Millionen Einwohner, 1798, zur Zeit des Erscheinens von Malthus' „Versuch über die Bevölkerung", 10 Millionen, heute 40 Millionen. Die Volkszahl hat sich also in 100 Jahren auf das Vierfache, in 150 Jahren auf das Fünffache vermehrt, ist dabei unbestritten wohlhabender und lebt durchschnittlich besser als damals.

Malthus hat allzuwenig berücksichtigt, daß der Mensch, ungleich der Pflanze und dem Tiere, die Mittel seines Unterhalts selbst vermehrt. Er konnte zu seiner Zeit, da es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab, nicht ahnen, wie sehr die ganze Erde ein einziges Verkehrsgebiet werden wird, und wie daher eine wirkliche Übervölkerung erst dann eintreten könnte, wenn *allenthalben* die Grenze der vorhandenen Lebensmittel erreicht wäre. Erfahrungsgemäß sind ja gerade die am dichtesten bevölkerten Länder meistens auch die reichsten, weil sie die Möglichkeit haben, mit den Produkten ihrer Arbeit die nötigen Nahrungsmittel einzutauschen, selbst dann, wenn ihre eigene landwirtschaftliche Produktion nicht mehr genügt. Die Bewohner der heutigen Großstädte sind in dieser Lage, und, unter der Voraussetzung gesicherter friedlicher Zustände, könnten wir uns jetzt recht wohl ein blühendes Land denken, das gar keine Nahrungsmittel erzeugt. Wäre die Theorie von Malthus richtig, so wären die Armen-

pflege, die Fürsorge für Schwache und Kranke und die öffentliche Gesundheitspflege, die doch alle die Bevölkerung künstlich zu erhalten suchen, gegen das Interesse der Menschheit. Und in der Tat hat Malthus anfangs bezüglich des Armenwesens verneinende Anschauungen ausgesprochen, die ihm von vielen Seiten, namentlich von der Kirche, Mißverständnisse und heftige Angriffe zugezogen haben. In den späteren Auflagen seines Werkes hat er seine Ansichten über das Armenwesen gemildert und bleibt nur dabei stehen, daß das Prinzip der Unterstützung arbeitsfähiger Armen schädlich ist, weil sie dadurch zu leichtsinniger Eheschließung angereizt werden.

Aber bei all diesen Widersprüchen wohnt doch der Theorie von Malthus eine tiefe Wahrheit inne. Beim ersten Auftreten einer kapitalistischen Produktionsweise freut man sich über die billigen Arbeitslöhne, die dadurch aufrechterhalten werden, daß sich die Arbeiterbevölkerung den Kaninchen gleich vermehrt. Man verschließt sich dem Elend, das im tierischen Zustande proletarischer Armut zugleich Ursache und Wirkung jener scheinbar so vorteilhaften Volksvermehrung ist; man ist blind gegen die Gefahren, welche dadurch die gesamte Gesellschaft bedrohen. — Bei aller Ausdehnung des Weltverkehrs sind doch die Menschen, besonders die armen Menschen, viel schwerer beweglich als z. B. die Lebensmittel; daher kann neben allem Reichtum der Erde das schlimmste lokale Elend einhergehen. Nur durch bessere Lebenshaltung und höhere Bildung wird auch im Arbeiterstande jene ernstere Voraussicht entstehen und wachsen, die bei den höheren Ständen die Zahl der Kinder mit der Möglichkeit ihrer Erhaltung und Erziehung in Einklang zu bringen sucht. Auf diese wichtigen, für die Gesamtkultur entscheidenden Fragen hingewiesen zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst von Malthus, und es ist kein bloßer Zufall, daß die ganze reiche Literatur über die Bevölkerungsfrage seit 100 Jahren lediglich an seinen Namen und an seine Theorie anknüpft.

Daß die Nachfrage nach Arbeit nur wachsen könne mit dem Steigen des Kapitals, ist eine der Grundansichten von Adam Smith. Jedoch kommt die absolute Höhe des Kapitals dabei weit weniger in Betracht als dessen andauernd steigende Bewegung, die sich eben im Wachsen der Bevölkerung ausspricht. In den nordamerikanischen Kolonien Englands waren bei niedrigeren Preisen der Lebensmittel die Arbeitslöhne viel höher als im Mutterlande und auf dem europäischen Kontinent, weil hier nach dem damaligen Bevölkerungsstande erst in etwa 500 Jahren eine Verdoppelung der Volkszahl vorausgesehen wurde, während sie dort schon

innerhalb 25 Jahren eingetreten war. In dem reichen, aber stillstehenden China sind die Löhne sehr niedrig; in Ostindien, wo jährlich drei- bis vierhunderttausend Menschen Hungers sterben, findet ein ständiges Sinken des Lohnes statt. „Das ist der Unterschied zwischen dem Geiste der britischen Verfassung, welche die amerikanischen Kolonien schützt und regiert, gegenüber demjenigen der Handelsgesellschaft, die Indien beherrscht und unterdrückt." Steigende Bevölkerung und reichliche Arbeitslöhne hängen innig mit dem wachsenden Reichtum zusammen: kein Staat kann blühen, in welchem der weitaus größte Teil der Bürger arm und elend ist.

Einen sehr scharfen Kampf führt daher Smith gegen das ausbeuterische Kolonialsystem seiner Zeit, das er vom allgemein menschlichen wie vom wirtschaftlichen Standpunkt aus streng verurteilt. Es ist eine Verletzung der heiligsten Menschenrechte, wenn man einem Volke verbieten will, aus seinen Produkten den möglichst großen Nutzen zu ziehen. Ein großes Reich zu dem Zwecke gründen zu wollen, um sich lediglich ein Volk von Käufern zu erziehen, das ist ein Unternehmen, würdig nur einer Nation von Krämern. Aber selbst vom Standpunkt einer Krämernation ist ein solches Unternehmen unsinnig und kann nur in einem Staate entstehen, in dessen Regierung die Interessen einzelner Krämer den Ausschlag geben. Das Monopol einer großen Handelsgesellschaft ist die schädlichste Form kolonialer Organisation. Die englischen Kaufleute klagen über die hohen heimischen Arbeitslöhne, die ihnen auf fremden Märkten die Konkurrenz erschweren, aber von ihren eigenen hohen Kapitalgewinnen, die zur Verteuerung der einheimischen Produkte doch ebensoviel beitragen, reden sie nicht. Ihre Politik war es, die Großbritannien dazu geführt hat, daß es bisher bei der Herrschaft über seine Kolonien nur Verlust hatte. — Adam Smith schlägt daher weitblickend die Selbstregierung der Kolonien vor, ja sogar deren Vertretung im britischen Parlament.

Smith setzt weiter auseinander: je verwickelter die Herstellung einer Ware ist, desto größer wird der Anteil, den Arbeit und Kapital gegenüber der Bodenrente beanspruchen. Hoher Lohn verbessert die Arbeit, indem er die Tätigkeit und Geschicklichkeit des Arbeiters befördert. Gleichzeitig aber vermindert der sich vergrößernde Reichtum den Kapitalgewinn in Gestalt des rückgehenden Zinsfußes, von dessen Höhe der Kapitalgewinn abhängig ist. So erhielt damals die Regierung in Holland Geld zu 2% Zins, zuverlässige Kaufleute konnten dort Geld zu 3% bekommen, in England stand der Zinssatz auf 3—4%, in Frankreich sogar auf 5%. — Die Einwohner der Städte haben es überall vermöge ihres

engeren Zusammenwohnens und ihrer höheren Bildung verstanden, dem Handel und der Industrie den Vorrang vor der Landwirtschaft zu verschaffen, besonders durch Zölle und Zünfte; die dadurch erzielte Preissteigerung fällt immer auf den Landwirt zurück. Dieser erträgt die Ungerechtigkeit, weil er sich durch das Geschrei und durch die Scheingründe der Kaufleute und Fabrikanten zu dem Glauben verleiten läßt, daß das Privatinteresse einer städtischen Minderheit sich mit dem Gemeinwohle decke. Die Verbesserungen der Arbeitsmethoden, Verbilligung der Fabrikate und Steigerung der Bevölkerung kommen auch der Landwirtschaft im höchsten Grade zustatten: die Interessen der Arbeiter und die Interessen der Grundbesitzer decken sich vollkommen mit denjenigen der ganzen Gesellschaft, nicht aber die des Kapitals, das zwar den größten Teil der nützlichen Arbeit in Bewegung setzt, aber lediglich den Gewinn zum Endzweck hat. Nicht gleich der Rente und dem Lohn steigt mit der Blüte oder fällt mit dem Niedergange der Gesellschaft der Gewinn des Kapitals, sondern er ist niedrig in reichen, hoch in armen Ländern und gemeinhin am höchsten in der Periode einer untergehenden Wirtschaft.

Doch verschaffen sich die größten Kapitalisten, Kaufleute und Fabrikanten den stärksten Einfluß im Staate; da sie immer mit Geschäften zu tun haben, besitzen sie eine raschere Auffassungsgabe als z. B. die Landedelleute. Durch die Natur ihres Berufes sind sie, wenn auch oftmals unbewußt, selbstsüchtig, halten gerne ihre eigenen Interessen für die Interessen der Gesamtheit, die doch stets von diesen verschieden, oft ihnen entgegengesetzt sind. Im Interesse des Kaufmanns liegt es immer, den Markt auszudehnen und die Konkurrenz einzuschränken; ersteres mag manchmal den allgemeinen Interessen gleichfalls entsprechen, letzteres widerstrebt ihnen allenthalben. — Durch Steigerung ihrer persönlichen Gewinne suchen die Kapitalisten eine ungerechte Steuer von ihren Mitbürgern zu erheben. Die von der Kapitalistenklasse ausgehenden Gesetzesvorschläge sollten daher stets mit besonderer Sorgfalt auf den wahren Vorteil der Allgemeinheit hin geprüft werden. — In ähnlicher Weise sind auch alle sich auf den Grundbesitz beziehenden Gesetze den besonderen Interessen des Grundeigentümers angepaßt, weil in früheren Zeiten in ganz Europa die Grundbesitzer zugleich auch die Gesetzgeber waren.

Überall finden wir Adam Smith auf der Seite der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit. Er ist Gegner aller Handelsmonopole: kann das heimische Produkt auch ohne künstliche Beeinflussung ebenso billig zu Markte gebracht werden, so ist das Monopol offenbar unnütz; verteuert

es aber die Waren, so wirkt es offenbar schädlich. Der kluge Familienvater fertigt zu Hause nichts an, was er auswärts billiger kaufen kann; der Schneider macht sich seine Schuhe nicht selbst, sondern kauft sie beim Schuster, der sich bei ihm hinwieder seine Kleider anfertigen läßt; der Bauer schneidert und schustert nicht selber, sondern wendet sich an die Handwerker. Was aber im Haushalt des einzelnen klug ist, das kann im Haushalt eines großen Reiches unmöglich töricht sein. Kann uns ein fremdes Land eine Ware billiger liefern, als wir sie bei uns herstellen, so ist es besser, sie mit einem bei uns vorteilhaft hergestellten Produkte zu kaufen. Man kann freilich auch in Schottland Weintrauben ziehen, nur kommen sie dreißigmal teurer zu stehen als in Frankreich. — Zölle und Steuern auf notwendige Lebensmittel haben dieselbe Wirkung wie ein dürrer Boden oder ein schlechtes Klima. Die sog. Zollkampfpolitik gegen das Ausland kann ja durch Wiedergewinnung eines ausländischen Marktes einen vorübergehenden Nutzen bringen; auf die Dauer aber muß sie schädlich wirken, weil sie nicht auf weitblickenden wirtschaftlichen Erwägungen beruht, sondern auf der „Geschicklichkeit jenes hinterlistigen und verschmitzten Wesens, das man Staatsmann oder Politiker zu nennen pflegt, und das sich nur nach den Eingebungen des Augenblickes richtet".

Der naturgemäße und regelrechte Handel ist stets für beide Parteien vorteilhaft, wenn auch nicht immer in gleichem Maße. Kauft der Engländer günstig Wein in Frankreich und liefert dahin seine Wollwaren, so vergrößert sich das angewandte Kapital in beiden Ländern. Nur der kleine Krämer glaubt, ausschließlich seinen eigenen Kunden Verdienst zuwenden zu müssen; der große Kaufmann kauft ohne kleinliche Interessen da, wo er am besten wegkommt. Durch die Grundsätze des Merkantilismus brachte man die Völker zu dem Glauben, daß ihr Vorteil darin liege, die Nachbarn zu Bettlern zu machen. Man sah mit scheelen Blicken auf die Blüte derjenigen Nationen, mit denen man im Handelsverkehr stand, und betrachtete ihren Gewinn als eigenen Verlust. So wurde der Handel, der doch das Band der Einigkeit und Freundschaft sein soll, die Quelle der Zwietracht und des Hasses. „Der Eigensinn und der Ehrgeiz der Könige und Minister war für Europa in den letzten zwei Jahrhunderten nicht so verderblich als die freche Eifersucht der Kaufleute und Fabrikherren. Dieser Stand sollte darum nicht Beherrscher des Menschengeschlechtes sein, seine niedrige Habsucht und sein Monopolgeist müssen so niedergehalten werden, daß er keines anderen Ruhe mehr stören kann."

So greift Adam Smith die Bollwerke des Merkantilismus an und

bekämpft die Grundsätze der „Handelsbilanz“. Es gibt eine andere, von der sog. Handelsbilanz grundverschiedene Bilanz, die, je nach den Umständen, die Blüte oder den Verfall eines Volkes bedingt: es ist die Bilanz zwischen dem, was jährlich hervorgebracht, und dem, was jährlich verbraucht wird, der eigentliche Unterschied zwischen Produktion und Konsumtion. So wie in der Einzelwirtschaft das Vermögen wächst, wenn der Tauschwert der erzeugten Produkte den der verbrauchten Produkte übersteigt, so ist es auch mit dem Gesellschaftsvermögen der Fall: durch das dabei neu gewonnene Kapital wird die Produktion noch weiter vergrößert. Wenn aber die Ausgaben der Gesellschaft größer sind als die Einnahmen, so geht das Gesellschaftskapital zurück, und im gleichen Verhältnisse sinkt auch die Produktion. Diese von der Handelsbilanz abweichende Verschiebung würde bei einem von der übrigen Welt abgesperrten Volke ebenso eintreffen, wenn es auch gar keinen ausländischen Handel triebe; dieses Prinzip findet auf die ganze Erde Anwendung, und von ihm hängt auch im großen ganzen das Steigen und Fallen des Reichtums der Bevölkerung und der Kultur ab. Diese Bilanz kann für ein Volk, das eine ungünstige „Handelsbilanz“ hat, günstig und dauernd sein; dann mag ein solches Volk während eines halben Jahrhunderts mehr ein- als ausführen, mag es das hereinströmende Silber und Gold sofort wieder hinaussenden, mag es durch Einführung von Papierzahlung aller Art die umlaufenden Münzen vermindern, ja selbst seine Verschuldung an das Ausland vermehren: trotz alledem muß während derselben Zeit sein wirklicher Reichtum, nämlich der Tauschwert seines Bodenertrages und seiner Arbeit, zugenommen haben.

Mit derselben Schärfe kritisiert Smith die Einseitigkeiten des physiokratischen Systems, obwohl er mit dessen praktischer Forderung, Befreiung aller Erwerbszweige von künstlichen Schranken, übereinstimmt und mit dessen Hauptvertreter Quesnay persönlich befreundet war. Er weist hin auf die rückständige Kultur reiner Ackerbaustaaten wie China und Indien und führt aus, daß jedes System, welches durch Begünstigungen oder Beschränkungen das Kapital auf einen bestimmten Erwerbszweig künstlich hinlenken will, am Ende seinem eigenen Zwecke zuwiderhandelt, indem es den Fortschritt der Gesellschaft zum wirklichen Reichtum und zur wirklichen Größe verzögert und den Ertrag aus Grund und Boden und aus der Arbeit der Gesellschaft verringert.

Auch für die Schäden, welche den Arbeitern aus der industriellen Arbeitsteilung erwachsen, hat Adam Smith einen klaren Blick und ein

warmes Herz. Im ersten Kapitel des 5. Buches schildert er die traurigen Folgen der einförmigen Beschäftigung auf Geist und Gemüt und den auf die Dauer daraus entstehenden Stumpfsinn. Um so dringender fordert er einen allgemeinen Volksunterricht, weil in einem zivilisierten und handeltreibenden Lande die Erziehung des gemeinen Volkes sogar eine größere Aufmerksamkeit erheischt als die der höheren und vermögenden Klassen. Er verlangt auch die Befreiung des Staates vom Einflusse der Geistlichkeit und eifert gegen die verschiedene Moral, welche die Reichen für sich und für die Armen konstruieren. Er hält ein gerechtes Steuersystem für das Fundament des Staates; er verurteilt die Wirtschaft der Domänen, da es besser wäre, diese mit Ausnahme der Parks und der öffentlichen Promenaden unter das Volk zu verteilen. Er bekämpft jede Steuer auf den Arbeitslohn, die in letzter Linie doch stets von den Konsumenten und Grundeigentümern getragen werden müsse, ebenso auch jede Besteuerung notwendiger Lebensmittel; dagegen befürwortet er Steuern auf große Verbrauchsgegenstände, wenn diese nicht zu den notwendigen Lebensmitteln gehören. Ein solches System ist auch in der Tat heute die Grundlage der englischen Finanzwirtschaft geworden und erbringt in Gestalt von Akzisen und Zöllen auf Wein, Bier, Tee, Kaffee, Tabak usw. die volle Hälfte der Staatseinnahmen. — Bei allen Steuern fordert Smith die weiteste Berücksichtigung der Lage der unteren Klassen.

Aufs allerschärfste verurteilt er die Maßregeln, welche das Brot verteuern. Zu seiner Zeit erzeugte noch Großbritannien mehr Getreide, als es verbrauchte; heute hat sich dort dieses Verhältnis umgekehrt: es wurden 1903 bis 1912 im Durchschnitt jährlich eingeführt $56^1/_2$ Millionen Doppelzentner Vollkorn im Werte von etwa 1000 Millionen Mark. Dies ist der Entwicklungsgang aller Industriestaaten: auch Deutschland hat im gleichen Zeitabschnitte eine durchschnittliche jährliche Einfuhr von 28 Millionen Doppelzentner im annähernden Werte von 600 Millionen Mark aufzuweisen. — Zur Zeit von Smith suchte man in England die Ausfuhr von Getreide durch eine Prämie zu unterstützen. Wenn nun die Prämie 5 sh auf das Quarter ($= 2^9/_{10}$ hl) betrug, so erhöhte sich naturgemäß der Preis des inländischen Getreides um einen ähnlichen Betrag, was ja eben durch die Prämie im Interesse der Grundbesitzer erreicht werden sollte. Smith schätzt jedoch diese Preiserhöhung nicht ebenso hoch als den vollen Betrag der Prämie, sondern vorsichtigerweise nur auf 4 sh per Quarter. Das Volk hatte somit außer den aus dem Staatsschatz gezahlten Prämiengeldern auch noch eine Preiserhöhung von 4 sh auf jedes im Inlande verbrauchte Quarter zu tragen.

Da sich nun damals die Menge des im Inlande verzehrten Getreides zu der des ausgeführten Getreides wie 31 zu 1 verhielt, so mußte das Volk für jede durch den Staat bezahlte Prämie von 5 sh noch weitere 31 mal 4 sh = 6 £ 4 sh aus eigener Tasche entrichten. Eine so schwere Steuer mußte nach der Meinung von Smith entweder die Lebenshaltung des armen Arbeiters herabdrücken und dadurch die Bevölkerung wie auch die Produktion vermindern, oder aber die Löhne erhöhen.

Nun könnte man zwar glauben, der Schaden gleiche sich dadurch wieder aus, daß der Landmann einen höheren Preis für sein Getreide erhält; aber dies ist nur eine Täuschung, denn im Gegensatz zu jeder anderen Ware, bei welcher sich eine künstliche Preiserhöhung lediglich auf die einzelne Gattung beschränkt, ist ja das Getreide der eigentliche Wertmesser, dessen Preisveränderung auf den Arbeitslohn und damit wieder auf die Preise aller anderen Waren einwirkt. Die Preiserhöhung des Getreides ist also in Wahrheit nur der Ausdruck für eine Wertverminderung des Geldes, denn sie pflanzt sich auf alle anderen Waren fort und entzieht dem Landmann reichlich wieder auf einer anderen Seite das, was sie ihm auf der einen eingebracht hat. Denn in der ganzen Welt ist der Wert von Getreide gleich derjenigen Menge von Arbeit, die durch den Verbrauch dieser Getreidemenge geleistet werden kann. — Die künstliche Verteuerung ist aber beim Getreide noch besonders deshalb nachteilig, weil sie nicht, wie z. B. bei der Industrie, eine Ausgleichung durch Vermehrung der Produktion herbeiführen kann. Den Vorteil davon hat also nicht der Ackerbauer, sondern lediglich der Händler; als die Gutsbesitzer die Ausfuhrprämie verlangten, ahmten sie zwar das Beispiel der Kaufleute und Fabrikanten nach, aber ohne Verständnis für die eigenen wahren Interessen. Sie legten dem Volke eine schwere Steuer auf, ohne ihr eigenes Einkommen merklich zu erhöhen; sie glaubten, den Preis des Getreides zu heben, und verminderten doch nur den des Silbers; durch die Benachteiligung der Industrie schädigten sie mittelbar wieder ihre eigenen Interessen. Denn der zwischen Stadt und Land betriebene Handel besteht in letzter Linie im Austausch einer gewissen Menge roher gegen eine gewisse Menge verarbeiteter Produkte; je teurer die letzteren, desto billiger müssen die ersteren werden. Also führt alles, was die Fabrikate verteuert, zu einer Preisminderung der Bodenprodukte und beeinträchtigt dadurch den Landbau. So handelt jedes auf einseitige Begünstigung berechnete System seinem eigensten Zwecke entgegen. Der zugunsten der Industrie eingeführte Ausfuhrzoll auf Wolle z. B. verbilligt zwar den

Preis der Wolle, verteuert aber den Preis des Fleisches dadurch, daß die Verwertung des Schafes dessen Marktwert aufbringen muß.[1]) In solcher Weise opfert überall das Prämien- und Zollsystem den Interessen der Fabrikanten nicht nur den Vorteil der Konsumenten, sondern auch den vieler Produzenten.

Mit einer kaum jemals in der Geschichte der Ideen bekannten Gewalt und Schnelligkeit haben sich die Lehren des Adam Smith und seiner Schule zunächst in England, dann aber auch in der ganzen zivilisierten Welt Bahn gebrochen. 70 Jahre nach Smiths Tode waren in seinem Vaterlande alle Monopole, alle Ausfuhrprämien und Schutzzölle beseitigt, waren durch die großartige Cobdensche Freihandelsbewegung (Anti-Corn-Law-League, vgl. das Literaturverzeichnis) die Getreidezölle verschwunden, die Navigationsakte und das Privilegium der Ostindischen Gesellschaft aufgehoben, war die Sklaverei in allen britischen Kolonien (gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Pfd. St.) abgeschafft, die gesamte Handels- und Steuerpolitik nach den Grundsätzen von Adam Smith eingerichtet. Mit jener das Genie kennzeichnenden wahren Bescheidenheit hatte Smith selbst einen solchen Erfolg seiner Lehre niemals zu hoffen gewagt. Während die Physiokraten ihren Meister Quesnay für den größten Wohltäter der Menschheit seit Prometheus erklärten und sein „Tableau Economique" der Bibel gleichstellten, sagt Adam Smith von seinen eigenen Leistungen: „Die Erwartung, daß in Großbritannien jemals die volle Handelsfreiheit eingeführt würde, wäre ebenso töricht als die Hoffnung, daß in diesem Lande je ein Staat Utopia entstehen könnte."

Theoretisch ist auch die neueste Nationalökonomie durch Smith, Ricardo und Malthus angeregt und mächtig gefördert worden: sowohl die Gegner des modernen Sozialismus als auch seine Träger gehen auf sie zurück. Unter den letzteren hat Ferdinand Lassalle auf der Theorie von Malthus und Ricardo sein „ehernes Lohngesetz" aufgebaut, welches lautet: „Der durchschnittliche Arbeitslohn beschränkt sich auf die in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderliche Lebensnotdurft; falls er vorübergehend höher steigt, muß er infolge der Vermehrung der Arbeiterbevölkerung stets wieder auf dieses

---

1) Ausfuhr-Prämien erleichtern die Ausfuhr, vermindern daher die Warenmenge im Inland und führen somit (gleichwie Einfuhrzölle) zu einer Erhöhung der Preise; Ausfuhr-Zölle dagegen erschweren die Ausfuhr, vermehren daher die Warenmenge im Inland und führen zu einer Erniedrigung der Preise.

Existenzminimum herabgedrückt werden." Dieses „eherne" Gesetz ist seitdem nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch von der Arbeiterpartei aufgegeben worden (deren Agitation damit eingeleitet wurde), weil ihre Führer erkannt haben, daß es auch in der kapitalistischen Gesellschaft nicht zutrifft. — Aus diesem Lohngesetz, welchem die nicht absolut zutreffende Malthussche Theorie zugrunde liegt, würde sich ja als eherne Notwendigkeit die dauernde Vorherrschaft des Kapitals über die Arbeiterklasse ergeben. Unter veränderten politischen Verhältnissen aber, bei einer höher gebildeten Arbeiterschaft und bei voller Koalitionsfreiheit, kann erfahrungsgemäß der Anteil des Arbeiters an den Ergebnissen seiner Leistung ein weit höherer sein, als er zur dürftigen Lebenshaltung und zur Fortpflanzung ausreicht. Der Kapitalgewinn setzt sich zusammen aus den Zinsen des angewandten Kapitals, der Entschädigung für die Leitung des Unternehmens und aus dem darüber hinausgehenden Überschuß des Unternehmers. Sobald auch die Arbeiter durch die Assoziation kapitalkräftig werden, sobald in ihrer eigenen Mitte sich die Fähigkeiten zur Leitung der Produktion finden und ausbilden, vermögen sie den Unternehmer zu entbehren und an dessen Stelle selber den Gewinn zu genießen. Alle Bestrebungen moderner Sozialreformer bewegen sich nach diesem Ziele, und gerade die Entwicklung der englischen Verhältnisse beweist die Möglichkeit einer solchen wirtschaftlichen Wandlung.

Das „eherne Lohngesetz" aber hat, trotzdem es längst überwunden ist, in seiner Art das gleiche Verdienst wie die Lehre des Malthus. Ebenso wie bei all ihrer Fehlerhaftigkeit die Lehre von Malthus zuerst zum Denken über die wichtige Bevölkerungsfrage aufgerüttelt und den Anstoß zu der gründlichen Reform des englischen Armenwesens gegeben hat, hat auch das eherne Lohngesetz durch die fruchtbare Fassung, die Lassalle der Ricardoschen Lohntheorie gab, die Arbeiterschaft Deutschlands zuerst zu politischer Tätigkeit entflammt. Diese Tätigkeit an und für sich aber muß, auf welchem Standpunkte man immer stehen mag, als notwendig und segensreich erkannt werden, weil unter modernen Zuständen die Kultur nur dann Dauer haben kann, wenn alle Volkskräfte sich an der politisch-sozialen Arbeit beteiligen. — Auf der Theorie von Ricardo und Smith, daß „nur die Arbeit Werte schafft", beruht auch die Lehre von Karl Marx über den „Mehrwert", die seitdem eine Grundlage des sozialistischen Programms bildet.

Auf der Theorie der großen englischen Nationalökonomen beruht aber hauptsächlich die „Manchesterschule", die Freihandelspartei, durch deren

Lehren die Handelspolitik Englands bis auf die jüngste Zeit bestimmt wurde, und die auch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus in der französischen und deutschen Wissenschaft vorherrschte. Ihre hauptsächlichsten Vertreter sind in England Cobden, John Bright und Mc. Culloch, in Frankreich Jean Baptiste Say und Frédéric Bastiat, in Deutschland Prince-Smith, Böhmert und Karl Braun. Die Einseitigkeit ihrer Lehren ist in den jüngsten Jahrzehnten erkannt und allenthalben überwunden worden, aber dieser erfreuliche Fortschritt darf uns gegen diese Männer nicht ungerecht machen: ihnen bleibt das hohe Verdienst, daß sie überall den Schutt einer überwundenen Wirtschaftsperiode weggeräumt, freiheitlichen Gedanken Bahn gebrochen und den Boden für eine neue Ordnung bereitet haben.

In Deutschland hat Friedrich List den Anstoß zu einer Bewegung gegen die Lehren der Manchesterschule gegeben. Geboren 1789 zu Reutlingen in Württemberg, schwang sich dieser talentvolle Mann vom einfachen Schreiber zum Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen auf, legte, von der Regierung verfolgt und gemaßregelt, schon 1819 die Professur nieder und übernahm das Amt eines Sekretärs des Deutschen Handelsvereins, dessen Mitbegründer er gewesen war. Als Abgeordneter seiner Vaterstadt, infolge seines freisinnigen Auftretens von der Regierung angeklagt und verfolgt und von der gefälligen Abgeordnetenkammer preisgegeben, brachte er 8 Jahre in Nordamerika zu, kam als amerikanischer Konsul nach Leipzig, führte in den letzten 10 Jahren seines Lebens ein unstetes Wanderdasein, bis er 1846 in Kufstein verzweiflungsvoll selber seinem Leben ein gewaltsames Ende setzte.

List ist der erste, der die Lehren der politischen Ökonomie vom deutsch-nationalen Gesichtspunkte aus betrachtet. Er erkennt, daß die Grundsätze der klassischen Nationalökonomie auf den hochentwickelten industriellen Zustand Englands volle Anwendung finden, aber er glaubt, daß Deutschland sich erst auf eine ähnliche Stufe erheben müsse, ehe absolute Handelsfreiheit eintreten könne. Denn das von Adam Smith aufgestellte Gesetz von dem Vorteil des Tausches könne zwischen verschiedenen Nationen nur unter der Bedingung einer gleichen oder doch ähnlichen industriellen Entwicklung gelten, während es bei ungleichen Verhältnissen den Fortschritt hemme. Deutschland müsse angesichts der Übermacht Englands erst in sich selbst erstarken, es müsse sich nach außen hin durch Zölle schützen, um im Innern seine industrielle Erziehung ruhig voll-

enden und dann ebenbürtig in den internationalen Wettstreit eintreten zu können.[1])

Friedrich List ist so der Vater einer deutsch-nationalen Handelspolitik geworden, aber er ist doch weit entfernt, ein einseitiger Schutzzöllner zu sein. Mit weitem Blick trachtet er nach einer Verständigung mit England, ja er sieht das Zukunftsbild eines freien Welthandels auf Grund des nationalen Fortschrittes voraus. Er ist auch ein entschiedener Gegner jeder Besteuerung der notwendigen Lebensmittel, insbesondere verurteilt er gleich Adam Smith die Erhebung von Getreidezöllen. Den gewaltigen Einfluß des damals noch jungen Eisenbahnwesens sieht er voraus, er plant den streng rationellen Ausbau eines deutschen Eisenbahnnetzes: hätte man seine Ratschläge damals gehört, so wären ungeheure, für planlose Eisenbahnbauten verschwendete Summen erspart geblieben.

Lists Wirken ist in hohem Grade bestimmend gewesen für den Aufschwung der deutschen Industrie. Seine Grundsätze waren für die Schaffung und anfängliche Leitung des Zollvereins entscheidend. Als 1878 die jetzige schutzzöllnerische Wendung der deutschen Handelspolitik eintrat, wurde überall seine Autorität angerufen, manchmal freilich nach einer Richtung, die er selber zurückgewiesen hatte. Zu seinen Lebzeiten aber hat man List in Not verkommen lassen; die deutschen Industriellen, die seinem Wirken so viel zu danken haben, hatten keine noch so kleine Stellung für ihn frei: ein Vergleich mit der Anerkennung, die Cobden in seinem Vaterlande gefunden hat, kann nicht verfehlen, in deutschen Herzen traurige Empfindungen zu wecken.

Literatur.

Smith, Ad., Inquiry into the nature and the causes of the wealth of nations. London 1776. Deutsch von E. Grünfeld, eingeleitet von H. Waentig. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Bd. XI.) Jena 1908.

Hasbach, W., Untersuchungen über Ad. Smith und die Entwicklung der politischen Ökonomie. Leipzig 1891.

Feilbogen, S., Smith und Turgot. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Nationalökonomie. Wien 1892.

Rae, John, Life of Ad. Smith. London 1892.

Ricardo, David, On the principles of political economy and taxation. London 1817. Deutsch von O. Thiele, eingeleitet von H. Waentig. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Bd. V.) Jena 1905.

---

1) Über den gegenwärtigen Stand der Schutzzollbewegung, den „Schutz der nationalen Arbeit", Handelsverträge, Meistbegünstigung usw., wie über die zugrunde liegenden theoretischen Argumente vgl. „Schaffen und Schauen" Bd. I 3. Auflage S. 397 u. ff. (4. Aufl. in Vorbereitung.)

Diehl, K., Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaft und Besteuerung. Leipzig 1905.
George, Henry, Fortschritt und Armut. Deutsch von Gütschow. 5. Auflage. Berlin 1891/95.
Damaschke, A., Die Bodenreform. 3. Aufl. 1917.
Engels, Friedrich, Entwicklung des wissenschaftl. Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. 6. Aufl. Berlin 1911.
Malthus, Th. R., Versuch über das Bevölkerungsgesetz, übersetzt von F. Stöpel. (Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft. Bd. II.) 2. Aufl. Berlin 1900.
— Übersetzt von V. Dorn und eingeleitet von H. Waentig. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Bd. VI und VII.) Jena 1905.
Morley, J., Life of Cobden. London 1902.
Simonson, F., Cobden und die Antikornzolliga. Berlin 1883.
List, Fr., Das nationale System der politischen Ökonomie. Neudruck nach der Ausgabe letzter Hand. (Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister. Bd. IV.) 2. Aufl. Jena 1910.
Goldschmidt, Fr., Friedrich List, Deutschlands großer Volkswirt. 2. Aufl. Berlin 1879.

Achtes Kapitel.

Sozialisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

St.-Simon, Fourier, Cabet, Owen.

Die französische Revolution des 18. Jahrhunderts verschob die Machtverhältnisse nur in den oberen Schichten der Gesellschaft; das Beispiel konnte nicht ohne Gegenwirkung von unten bleiben, aber diese war zu oberflächlich und zu scharf und blieb deshalb ohne ein wirkliches Ergebnis. Es war eine Art von romantischem Kommunismus, den die St.-Just und Babeuf predigten und ins Werk setzen wollten: die Republiken des Plato und Morus sollten endlich leibhaftig auferstehen, Sparta sollte in einem Lande wie Frankreich wieder erwachen. Der schwärmerische, unzeitgemäße Radikalismus führte seine Urheber auf die Guillotine und bot nur willkommenen Anlaß zu einer stärkeren Reaktion.

Die Überwindung des Feudalismus durch die Revolution kam zunächst nur dem „dritten Stande", dem Bürgertum, zugute; nur in der Theorie war durch die Anerkennung der „Gleichheit" und „Brüderlichkeit" die Grundlage für den modernen demokratischen Sozialismus gewonnen. Vorerst hatte die Revolution im Grunde nur die Formel umgedreht: war früher das System der Privilegien die Leiter zum Reichtum gewesen, so wurde jetzt der Reichtum zur Staffel für neue Privilegien. Schon im Jahre 1798, unter dem Direktorium, jammerte man wieder

über „die Schmarotzer, die Händler, die neu Bereicherten, die Geier des 18. Jahrhunderts". Durch die neu bevorrechtete Klasse wurden denn auch alle sog. Rettungen der Gesellschaft möglich gemacht, alle Unterdrückungen der politischen und sozialen Freiheit, vom 18. Brumaire des ersten Napoleon bis zum 2. Dezember Napoleons III. Diese Klasse blühte und herrschte unter der Restauration und unter dem Bürger- und Spekulantenkönig Louis Philippe, dessen Minister Guizot ihr offen das Losungswort gegeben hat: „Bereichert euch!" Durch diese neue Vorherrschaft des Reichtums mußten die besseren Geister aufgerüttelt werden: so sehen wir in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Männer wie St.-Simon, Fourier, Cabet auftreten, sehen zum erstenmal, wie sich um ihre Gedanken und Systeme begeisterte Jünger scharen in der Absicht, die vorgeschlagenen Reformen zu verwirklichen. Gemeinsam ist allen diesen Reformatoren die philosophische Richtung, gemeinsam die Verbindung des sozialen Strebens mit dem Versuch einer religiösen Erneuerung der Gesellschaft, gemeinsam das begeisterte Aposteltum der Welterlösung, gemeinsam aber auch der utopische Gedanke, man brauche, um die alte Gesellschaft aus den Angeln zu heben, nur deren Mängel aufzudecken und den Plan einer neuen Ordnung zu entwerfen.

Der Graf Claude Henri von Saint-Simon, geboren 1760 zu Paris, führte ein stürmisches, romanhaftes Leben. Als Erbe eines feudalen Millionenvermögens erhält er eine vortreffliche Erziehung, kämpft als 19jähriger Jüngling unter Lafayette für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika, verfolgt in Mexiko und Spanien großartige Kanalpläne im Stile des späteren Ferdinand Lesseps, verliert durch die Revolution sein ganzes Vermögen, legt seinen Adel ab, wirft sich in Vereinigung mit einem deutschen Edelmann auf die Güterspekulation, verpraßt das dabei gewonnene ansehnliche Geld wieder in einem einzigen Jahre, lebt dann ärmlich als Beamter des Leihhauses mit einem Gehalte von 1000 Franken, wird endlich in höchster Not von einem dankbaren früheren Diener aufgenommen, ernährt und verpflegt und stirbt im Jahre 1825 arm und verlassen. Von der Zeit an, wo er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, lebte er unter den größten Entbehrungen nur seinen Studien und beschäftigte sich unter niemals abnehmender Begeisterung mit dem Problem, wie die menschliche Gesellschaft auf eine ihrer Bestimmung würdige Höhe gehoben werden könne.

St.-Simon hat kein System hinterlassen, sondern nur ein reiches Material von philosophischen Gedanken, die von seinen Schülern zu einem

System ausgebaut worden sind. Nach seiner Geschichtsphilosophie wurde das Mittelalter durch Eroberung organisiert und durch Glauben geleitet, die moderne Gesellschaft dagegen soll durch Arbeit organisiert und durch Wissenschaft geführt werden. Die weltliche Macht muß künftig durch die Industriellen, die geistliche durch die Gelehrten ausgeübt werden.

Der Zweck der Gesellschaft besteht in der Hervorbringung von Dingen, die für das Leben nützlich sind. Die Systeme der Vergangenheit wirkten auf die Personen der Menschen, indem sie dieselben unterjochten und trennten; das System der Zukunft soll auf die Natur in der Vereinigung und Befreiung der menschlichen Arbeit wirken. Das gemeinsame Ziel aller menschlichen Arbeit ist die Ausbeutung der Erde, das Mittel dazu ist die Assoziation. In dieser Gesellschaft darf nur die Arbeit gelten, dürfen nur die Bienen herrschen und nicht die Drohnen. Die Wissenschaft hat die Mittel für den Fortschritt zu finden, die Politik hat die als gut befundenen Theorien auszuführen. Als oberster Grundsatz muß gelten, daß die Gesellschaft in einer für die Mehrheit am meisten vorteilhaften Weise regiert werde. In seinem letzten Werke: „Das neue Christentum" stellt St.-Simon auf der Grundlage der Gleichheit die Forderung nach einer gemeinsamen Moral an Stelle des bisherigen Dogmas und verlangt religiöse Vertiefung gegenüber der materialistischen Zeitrichtung.

Die St.-Simonistische Schule entsteht etwa 4 Jahre nach dem Tode St.-Simons. Die St.-Simonisten weisen ernst darauf hin, daß die Unfreiheit des Arbeiters durch politische Befreiung allein nicht beseitigt werde. Denn die Revolution hat das größte Privilegium unangetastet gelassen, das der Geburt: das Elend ist erblich. Soll aber die Gesellschaft gedeihen, so müssen alle Güter der Erde von denjenigen ausgebeutet werden, die am fähigsten dazu sind. Dieser Forderung steht das Erbrecht entgegen, deshalb muß es abgeschafft werden. Das persönliche Eigentum bleibt bei Lebzeiten des Besitzers gewahrt, nach seinem Tode fällt es an den Staat, durch welchen dann die günstigste Art der künftigen Verwaltung bestimmt wird. Der Staat hat auch die friedliche Arbeit vernunftgemäß zu organisieren, wie er es ja schon bezüglich der kriegerischen Tätigkeit tut. — In der Praxis läuft dieses System auf einen immer steigenden Staatssozialismus hinaus: mit jeder Generation vermindert sich der Privatbesitz und vermehrt sich die Zahl der Staatsdiener. — Die St.-Simonisten weisen die gleichmäßige Teilung des Eigentums zurück, die sie für eine noch schlimmere Ungerechtigkeit erklären als die ungleichmäßige Teilung. Denn sie glauben an die natürliche Verschiedenheit der

Menschen und betrachten gerade diese Verschiedenheit als den Grundstein der Assoziation und des Fortschritts. — Als Übergangsstufen zu ihrem Idealstaate wollen sie vorerst die Erbschaft der entfernteren Grade aufheben, hohe Erbschaftssteuern einführen, die Staatsschulden durch Steuern abtragen und ersetzen und den Kredit, besonders den landwirtschaftlichen Kredit, durch Errichtung von Banken fördern.

Die Anhängerschaft dieser Schule war anfangs eine sehr bedeutende: viele der ersten Geister Frankreichs, die später im politischen und wissenschaftlichen Leben eine Rolle gespielt haben, schlossen sich mit jugendlichem Eifer der neuen Lehre an: so u. a. Auguste Comte, Michel Chevalier, Sadi Carnot, Auguste Thierry, Leon Halévy, die Brüder Péreire und die Brüder Rodrigues. Aber bald erlitt der St.-Simonismus Schiffbruch durch seine mystische und sinnlich-religiöse Seite, die hauptsächlich vom „Vater Enfantin" vertreten war. Dieser ehrliche, aber schwärmerische Mann fühlte sich als der Messias einer neuen Erlösung. Unter seiner Leitung blieb die Schule nicht bei religiös-philosophischen Gedanken und der Gründung eines engen, familiären Verbandes stehen, schritt vielmehr in der Frage der Emanzipation und Gleichstellung der Frau zu einer radikaleren Richtung fort: man wollte nicht nur die Ehescheidung erleichtern, sondern auch die Prostitution durch eine gewisse Legalisierung ihrer Beziehungen überwinden. Diese Bestrebungen endeten schließlich vor dem Gerichtshof und führten 1832 zur vollständigen Auflösung der Schule.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen dem Leben St.-Simons und dem Leben Fouriers: dort die wilde Unbeständigkeit des Schicksals, hier die bescheidene Ruhe einer ärmlichen, aber immer gesicherten Existenz. Charles Fourier, geboren 1772 zu Besançon, war zeit seines Lebens ein kleiner Kaufmannsgehilfe. Aber er haßte seinen Beruf aus ganzer Seele; die frühesten Eindrücke der Kindheit hatten ihn dazu geführt, denn als 5jährigen Knaben züchtigte ihn der Vater, weil er einem Kunden, gegen das Geschäftsinteresse, die Wahrheit über eine schlechte Ware gesagt hatte, und der Umstand, daß sein erster Prinzipal in Marseille eine große Ladung Reis ins Meer werfen ließ, um den Preis des Artikels künstlich zu steigern, brachte seine starke Abneigung gegen den Handel zum Durchbruch. So wächst früh in Fourier ein heftiger Haß gegen alle Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten des gesellschaftlichen Lebens, und sein ganzes Streben geht darauf hinaus, sie zu beseitigen. Harmonie ist der Grundton, auf den sein ganzes Wesen gestimmt ist: er strebt nach Harmonie der Arbeit und des Genusses, nach Harmonie des

Menschen und der Natur, die durch ein volles Ausleben der menschlichen Eigentümlichkeiten, der verschiedenen Neigungen und Leidenschaften erreicht werden soll. So wird Fourier zwar zum Sozialisten, denn er erstrebt den höchsten Glückszustand der Gesamtheit, aber er bleibt dabei Individualist, indem er diesen Zustand nur durch die Entfaltung des einzelnen zu seinem eigenen höchsten Glücke für erreichbar hält.

Fouriers ganze Gedankenwelt bewegt sich in der Richtung zur Natur, nach dem Reize des Landlebens, nach dem Ackerbau. Dort sieht er die Zersplitterung der Arbeit und ihre unheilvollen Folgen, er will die Vorzüge des Kleinbesitzes erhalten und seine Fehler beseitigen. So entsteht der Plan seines Gemeindekontors, des Vorbildes der landwirtschaftlichen Genossenschaft. Gemeinsamkeit der Scheunen und Keller, des Handels und Verkehrs soll die selbständigen Kleinen vereinigen und zu wirtschaftlicher Macht erheben. Was immer die gemeinschaftliche Tätigkeit vorteilhafter leisten kann, das soll nur ihr zugewiesen werden.

Fouriers berühmtes Phalansterium ist der Wohnpalast einer landwirtschaftlich-gewerblichen Bevölkerung. Dort sind 300 Familien verschiedener Berufe und Bildungsgrade vereinigt, bilden eine große Familie, führen einen Haushalt und arbeiten doch nach freier Wahl, in Serien eingeteilt, zum gemeinsamen Besten wetteifernd. Bis in die allerkleinsten Einzelheiten hat Fourier seinen Lieblingsgedanken ausgebaut, zeit seines Lebens hat er auf dessen Verwirklichung gehofft; 10 Jahre lang ging er täglich um die Mittagsstunde nach Hause, mit unerschütterlicher Zuversicht den reichen Menschenfreund erwartend, der ihm die für das erste Phalansterium nötige Million bringen sollte. — Er starb enttäuscht im Jahre 1837.

Drei gesunde Ideen sind es, die aus Fouriers Schriften besonders in die Augen springen: die enge Verbindung des Gesellschaftslebens mit der Freiheit aller einzelnen Glieder, die ständige Verknüpfung dieses Lebens mit der Natur und der hohe Wert der Arbeit an sich, auch abgesehen von ihrem materiellen Ertrage. Ein Geschlecht, so sagt Fourier, das mit dem Trachten nach persönlichem Glücke ein starkes Streben nach Gemeinsamkeit verbindet, das in der höchsten Leistung für die Gesellschaft auch das Ziel des Einzellebens sucht, — ein solches Geschlecht wird erst würdig sein, den Namen einer menschlichen Gesellschaft mit Ehren zu tragen.

Fouriers Hoffnungen auf eine Umgestaltung der Welt durch sein System haben sich nicht erfüllt, aber überall im wirklichen Leben begegnen wir den Früchten seiner geistvollen Anregungen. Wenn wir unsere Lager-

häuser und Getreidespeicher, unsere wichtigsten Kommunalbetriebe, unsere landwirtschaftlichen Genossenschaften, unsere Volksküchen und Arbeiterkolonien betrachten, so werden wir an Fourier erinnert. — Die oftmals phantastische Außenseite der Schriften Fouriers und seine ewigen Wiederholungen haben verhindert, daß seine Werke ins große Publikum eingedrungen sind. Fourier war eine schwärmerisch-poetische Prophetennatur mit einem außerordentlich praktischen Blick; viele seiner Gedanken, die zu seiner Zeit abenteuerlich erschienen, sind heute erfüllt: wir haben die Landenge von Suez durchstochen, die Gesundheitsverhältnisse verbessert, wir beanspruchen den Mehrwert des städtischen Bodens für die Gemeinschaft, wir legen mit Hilfe der Elektrizität einen Riesenlichtkranz um die Erde und überwinden durch die Dampfkraft Raum und Zeit.

St.-Simon und Fourier sind die Schöpfer des modernen Sozialismus. Vom ersten rührt die Ideologie des Sozialismus her, vom zweiten die Kritik der (bürgerlich-) kapitalistischen Wirtschaftsordnung. St.-Simons „Neues Christentum“ enthält implizite die Grundlagen des modernen Sozialismus. War er selbst auch kein Sozialist, so ziehen doch seine Schüler aus seinen Schriften die logischen Konsequenzen des modernen Sozialismus. Auf Fourier geht letzten Endes die Theorie der Konzentration zurück; ihm gebührt auch das Verdienst, der genossenschaftlichen Bewegung einen mächtigen Anstoß gegeben zu haben.

Aus diesen Gedankenkreisen entspringen die vergeblichen Versuche der Errichtung kommunistischer Gemeinwesen: das Unternehmen Etienne Cabets, sein Ikarien (vgl. das Literaturverzeichnis S. 50) in Texas zu errichten, für welches sich gegen das Ende der Mißwirtschaft unter Louis Philippe eine große Begeisterung in Frankreich gezeigt hatte, mißlang gänzlich. Der Ausbruch der Februarrevolution erweckte die Hoffnung, daß Ikarien, das Land der sozialen Sehnsucht, in Frankreich selber erstehen werde; die geringe Eignung der durch Zufall zusammengewürfelten Kolonisten war die Ursache, daß auch Cabet seine anfangs so stolzen Hoffnungen enttäuscht zu Grabe tragen mußte.

Um dieselbe Zeit begegnen wir in England einer verwandten Bestrebung: Robert Owen (1771—1858), ärmlichen Verhältnissen entstammend, hatte im Jahre 1800 die Leitung einer Baumwollspinnerei in New Lanark in Schottland übernommen und dort grauenhafte Zustände gefunden. Zusammendrängung einer heimatlosen Bevölkerung in den schlechtesten Wohnstätten — Lösung aller hergebrachten Bande des Herkommens, der patriarchalischen Unterordnung, der Familie — Über-

arbeit besonders der Weiber und Kinder in schreckenerregendem Maße — furchtbare Entsittlichung der plötzlich in ganz neue Verhältnisse, vom Land in die Stadt, vom Ackerbau in die Industrie, aus stabilen in täglich wechselnde unsichere Lebensbedingungen geworfenen Arbeiter: — das war das Milieu, in dem Owen seine Tätigkeit zu entfalten hatte. Menschenfreundlichkeit, verbunden mit geschäftlichem Scharfblick, veranlaßte ihn zu einer energischen Reformtätigkeit. In der Tat erscheint uns die antike Sklaverei als eine humane Einrichtung, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts die hauptsächliche Arbeit in den Spinnereien von Kindern im Alter von 6—8 Jahren geleistet wurde, die sommers und winters täglich 13 Stunden zu arbeiten hatten und dann noch die Schule besuchen mußten. — Owen beschränkte die Kinderarbeit auf das Alter über 10 Jahre und auf 10 Stunden des Tages, verkürzte die Arbeitszeit der Erwachsenen, errichtete Kindergärten, Schulen, Volksküchen, Spitäler, Sparkassen, sorgte für gute und billige Lebensmittel und für Bildung und sittliche Hebung der Erwachsenen. Sein Grundgedanke war, das ganze Milieu so zu gestalten, daß das Gute im Menschen zur Entfaltung gelangen könne. In der Tat hatte sich nach kaum 10 Jahren das Grundwesen einer Bevölkerung von 2000—3000 Menschen total verändert, sie wurden sittsam, nüchtern, sparsam, fleißig und in gewissem Sinne wohlhabend. Dabei war der Gewinn der Fabriken stark gestiegen. — Owen schien das Mittel gefunden zu haben, die Gesellschaft vor dem Versinken zu retten; die öffentliche Meinung aller Länder feierte ihn, Tausende wallfahrteten nach New Lanark, um seine Einrichtungen zu studieren.

Owen entfaltete nun eine großartige propagandistische Tätigkeit: in zahllosen Zeitungsartikeln und Flugschriften verkündete er seine Erfolge. Er wendete sich in ausführlichen Denkschriften an die Mächte von Europa und Amerika, besuchte im Jahre 1818 persönlich den Aachener Kongreß und legte dort den Vertretern der Heiligen Allianz eine Denkschrift vor, worin er auseinandersetzt, daß die Produktivkraft von England sich durch die Maschinen in den letzten 25 Jahren auf das Zwölffache gesteigert habe (die Erfindungen Arkwrigths und Watts, der mechanische Spinnstuhl und die Dampfmaschine, ersetzen nach Owens Angabe allein die Arbeit von 200 Millionen Menschen); deshalb sei die Zeit gekommen, wo so viele Reichtümer geschaffen werden könnten, daß alle Glieder der Gesellschaft in Hülle und Fülle zu leben vermögen. Er schildert die Gefahren, die aus dem Bestehen eines Proletariats hervorgehen, er weist auf die entscheidende Macht der Erziehung hin. Owen gewinnt die Unterstützung

angesehener Staatsmänner und trotzt dem Parlament das erste Fabrikgesetz ab, welches die Arbeit der Kinder in Baumwollspinnereien auf das Alter von 10 Jahren beschränkt. Mehr als eine Million Mark hat Owen in dieser Zeit aus Privatmitteln für seine Agitation ausgegeben, er war eine Zeitlang der populärste Mann nicht nur in England, sondern in ganz Europa. Die Feindschaft der Geistlichen und Radikalen, die er ohne Not verletzt hatte, schreckte ihn ab, er ging nach Amerika, entwickelte seine Ansichten vor dem Kongresse der Vereinigten Staaten und begründete dort seine Kolonie New Harmony, die bald wieder zugrunde ging; aber allerorten, auch jenseits des Ozeans, erwachte nun der korporative Geist.

Der Fehler Owens lag darin, daß er seine persönlichen Erfahrungen und Erfolge verallgemeinern zu können glaubte. Der staunenswerte Aufschwung von New Lanark war lediglich seiner Persönlichkeit zu verdanken, seiner imponierenden, vertrauenerweckenden Männlichkeit, seiner Begeisterung und Menschenliebe. Solche Männer aber erscheinen leider nicht als Regel, sondern nur als seltene Ausnahme. Er war durch die isolierte Lage seines Wirkungskreises begünstigt, und dies hat ihn auch dazu geführt, an Stelle der großen Industriezentren kleine agrarisch-industrielle Verbände von nicht mehr als 1200 Einwohnern zu befürworten, womit er sich den Gedanken Fouriers nähert. Der grundlegende Unterschied zwischen dem Engländer Owen und dem Franzosen Fourier liegt im Temperamente, in der Auffassung des individuellen Lebenszwecks: das Ideal Fouriers ist höchster Lebensgenuß, dasjenige Owens christliche Entsagung; Fourier ist Epikuräer, Owen ist Asket. Ihre innere Verbindung liegt in der G e n o s s e n s c h a f t s i d e e.

Robert Owen ist gestorben im Bewußtsein eines vergeblichen Wirkens. Und doch hat kaum je ein einzelner Mensch so tiefe Spuren in der Entwicklung seines Landes hinterlassen als gerade er. Alle sozialpolitischen Fortschritte Englands in den jüngsten 60 Jahren sind mehr oder weniger auf Anregungen Owens zurückzuführen: die ganze Fabrikgesetzgebung, die Reformen des Unterrichts- und Armenwesens, die Gewerkschafts- und vor allem die Genossenschaftsbewegung.[1]) Den englischen Kapitalisten

1) Ein drastisches Beispiel für die kleinen Anfänge und die glänzende Entwicklung der englischen Genossenschaftsbewegung bilden die sog. „Pioniere von Rochdale". Im Jahre 1843 vereinigten sich 28 arme Weber in R o c h d a l e, brachten ein Kapital von 28 Pfd. Sterl. zusammen und gründeten einen genossenschaftlichen Krämerladen. Heute ist aus diesem unscheinbaren Anfang eine mächtige Genossenschaft mit vielen Millionen von Kapital, eigenen Fabriken und großartigen Bildungsanstalten erwachsen.

und Aristokraten hat er den Abgrund gezeigt, in welchen die Gesellschaft durch das wachsende Proletariat gestürzt werden müßte; mächtige Wortführer wie Thomas Carlyle und Charles Kingsley sind mittelbar durch ihn angeregt worden: kurz, Robert Owen ist ein Bahnbrecher gewesen für die zur Gerechtigkeit hinstrebende moderne englische Sozialpolitik.

Systeme werden vergessen und überholt, aber nützliche Einzelgedanken verwirklichen sich: alles, worauf St.-Simon, Fourier und Owen stolz waren, womit sie die Menschheit umzugestalten glaubten, ist mit ihnen dahingegangen; was ihnen nebensächlich erschien, wächst zur fruchtbaren Tat empor. Auf der Grundlage ihres philosophisch-philanthropischen Wirkens ersteht der moderne wissenschaftliche Sozialismus, der glaubt, in der bestehenden Wirtschaftsordnung selbst die Hebel zu ihrer Entwicklung entdeckt zu haben.

Literatur.

v. Stein, Lorenz, Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs. Leipzig 1848.
Sombart, W., Sozialismus und soziale Bewegung. 6. Aufl. Jena 1908.
Herkner, H., Die Arbeiterfrage. 6. Aufl. Berlin 1916.
Muckle, F., Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. I. u. II. Bd. 2. Aufl. (Aus Natur u. Geistesw. Bd. 269/70.) Leipzig 1909.
Beer, Die Geschichte des Sozialismus in England. Stuttgart 1913.
Adler, Max, Wegweiser, Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus. Stuttgart 1914.
Bourgin, Georges u. Hubert, Le socialisme français de 1789 à 1848, Paris 1912.
Enfantin, Prosper, Die Nationalökonomie des Saint-Simonismus. Übersetzt von A. Villaret. Mit einer Einleitung von G. Adler: Saint-Simon und der Saint-Simonismus. (Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. 5. Heft.) Leipzig 1905.
St. Simon, Das neue Christentum, deutsch von Dr. Muckle (Hauptwerke des Sozialismus usw.). Leipzig 1911.
Muckle, F., Henry de Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk. Jena 1908.
Fourier, Charles, Oeuvres complètes. Paris 1870.
Bebel, Aug., Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. 3. Aufl. Stuttgart 1907.
A. Alhaija, Fourier et sa sociologie sociétaire. Paris 1911.
Lefontaine, Albert, Charles Fourier. Paris 1911.
Asch, K., Die Lehren Charles Fouriers. Jena 1914.
Considerant, Viktor, Fouriers System der sozialen Reform. Übersetzt von H. Kaatz. Mit einer Einleitung von G. Adler: Fourier und der Fourierismus. (Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. 6. Heft.) Leipzig 1906.

Owen, R., The life of Robert Owen, written by himself. London 1857/58.
Simon, H., Robert Owen sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Jena 1905.
Owen, Eine neue Auffassung von der Gesellschaft. Deutsch von Prof. Oswald Collmann. Leipzig 1900.
Podmore, Frank, Robert Owen. London 1906.
Carlyle, Thomas, Vergangenheit und Gegenwart. Deutsch von P. Hensel. Göttingen 1903.
Menger, A., Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, zuerst 1886 erschienen, seitdem wiederholt aufgelegt. 4. Aufl. 1910.

Neuntes Kapitel.

Proudhon und die moderne Wirtschaft.

Eigenartig und einsam steht in der Reihe der Sozialreformer Pierre Joseph **Proudhon**. Im Jahre 1809 in Besançon als Kind braver, armer Arbeitsleute geboren, früh gezwungen, sich sein Brot selbst zu erwerben, widmete er sich der Schriftsetzerei, die ihm Liebe zu den Wissenschaften einflößte und mannigfache Kenntnisse eröffnete. Um sein Wissen zu vervollständigen, machte er nach zweijähriger Wanderschaft als Handwerksgeselle weitere private Studien und erhielt im Jahre 1838 von der Akademie seiner Vaterstadt ein Stipendium. Durch die Herausgabe seiner ersten Schriften über das Eigentum verscherzte er indessen die Gunst seiner Freunde und trat, nachdem ihm bei der Führung einer eigenen Druckerei das Glück nicht hold gewesen war, zuerst in ein Pariser Advokatenbureau, dann in ein Fracht- und Kohlengeschäft in Lyon ein, indem er sich auf diese Weise vielseitige Kenntnisse des praktischen Lebens erwarb. Die Revolution von 1848 rief Proudhon auf die politische Bühne, auf der er als Journalist sich glänzend bewährte und mit ungeheurer Stimmenzahl von der Stadt Paris in die Kammer gewählt wurde. In seinen Journalen sowohl als im Parlament kämpfte er für seine sozialen Ideen, konnte aber damit keine praktischen Erfolge erreichen, weil alle Parteien ihm feindlich gesinnt waren. Die Reaktion unter der Präsidentschaft Louis Napoleons bereitete seinem öffentlichen Wirken ein jähes Ende, indem er, wegen Preßvergehens verfolgt und verurteilt, 10 Jahre im Exil in Brüssel verleben mußte und erst 1860 auf Grund einer Amnestie nach Paris zurückkehren konnte, wo er im Jahre 1865 gestorben ist. Die letzten 15 Jahre seines Lebens verbrachte Proudhon fern von der Tagespolitik, lediglich beschäftigt mit wissenschaftlichen Studien und mit der

Herausgabe zahlreicher Werke über ökonomische, politische, philosophische und religiöse Fragen (zusammen 51 Bände!).

Proudhon veröffentlichte im Jahre 1840 seine Schrift über das Eigentum unter dem Titel: „Qu'est ce que la propriété?", bei dessen Wahl er sich von dem Vorbilde des Abbé Sieyès hat leiten lassen, der durch sein berühmtes Pamphlet: „Qu'est ce que le tiers-état?" der großen französischen Revolution die Losung gegeben hatte. In seiner Darlegung geht Proudhon aus von dem Unterschied zwischen dem Eigentum als ausschließlichem Verfügungsrecht und dem Besitz, unter dem hier die Nutzung verstanden wird. Er verneint prinzipiell jedes Eigentum, aber nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit. Der Mensch hat ein Recht auf das Produkt seiner Arbeit, aber nur hinsichtlich der Form, die er dem von der Natur gegebenen Stoffe verliehen hat; der Stoff selbst gehört nicht uns, da wir ihn ja nicht geschaffen haben. Diese Unterscheidung trifft ebensowohl auf alle Rohstoffe zu, welche von der Industrie veredelt werden, als auch auf den Grund und Boden. — Wenn der Mensch vor Beginn seiner Arbeit oder über deren Verlauf hinaus berechtigt war, sich des nötigen Stoffes als eines Eigentums zu bemächtigen, so kann er dieses Recht nicht aus der Arbeit, sondern muß es von der Besitzergreifung ableiten. Wenn der Boden noch im Überfluß vorhanden ist, so mag das Recht der ersten Besitzergreifung seine Geltung behalten, aber nur als provisorisches Recht. Die gleichmäßige Verteilung der Erde darf nicht nur am Ausgangspunkte existiert haben, sondern sie muß, wenn nicht Mißbrauch eintreten soll, von Geschlecht zu Geschlecht erneuert werden.

Proudhon greift also keineswegs die persönliche Verfügung über ein Stück Land oder einen Rohstoff an, sondern nur das Recht auf besonderen Gewinn, der sich im „Eigentum" ausspricht und in verschiedenen Formen zur Erscheinung kommt: in Gestalt der Rente für Grund und Boden, der Miete und Pacht für Häuser und Grundstücke, im Zins für Geldforderungen, im Kapitalprofit. Er sucht zu zeigen, wie die nach seiner Ansicht mißbräuchlichen Nebengewinne entstanden sind: der Charakter des römischen und feudalen Rechtes beruhte darauf, daß der Eigentümer fast alles, was er brauchte, selbst produzierte, er borgte niemals, kaufte und verkaufte wenig, war frei von den Lasten der Verteilung und fremd der Handhabung des Geldes. Durch die Arbeitsteilung wurde die isolierte Stellung des Grundeigentums aufgehoben. Der Grundeigentümer ist heute Industrieller geworden, Großproduzent von Getreide, Wein, Öl, Futter und Fleisch, ist allen Zufällen des Handels und der Geschäftskrisen

ausgesetzt und auf Beziehungen zum Kredit- und Bankwesen angewiesen. So ist das früher sichere Grundeigentum jetzt ebenso unbeständig geworden wie der Lohn des Arbeiters oder die Kundschaft des Kaufmanns.

Proudhon erblickte im Eigentum das treibende Prinzip in der Geschichte der Menschheit und ist damit der eigentliche Begründer des sog. ökonomischen Materialismus, der die ganze geschichtliche Entwicklung nur aus dem Wirtschaftsleben der Menschen erklären will. Doch hält er sich von der Einseitigkeit des „geschichtlichen Materialismus" frei, indem er die Wechselwirkung zwischen dem Geschehen und den Ideen für die Entwicklung besonders betont. Auf das Eigentum richtet sich sein ganzer Haß: alle Gewalten, die sich in der modernen Gesellschaft gegen die Freiheit stemmen, faßt er in dem einzigen Worte „Eigentum" zusammen. — Das individuelle Besitztum aber, im Gegensatze zum Eigentum, hält Proudhon geradezu für die Bedingung alles sozialen Lebens, wie dies durch die Geschichte von fünf Jahrtausenden bewiesen wird. Deshalb ist er ein ebenso entschiedener Gegner jeder kommunistischen Richtung und erklärt den Krieg dem kollektiven Eigentum ebenso wie dem privaten. Jede gewaltsame, unvermittelte Bewegung, jede Revolution scheint ihm vom Übel: die Beseitigung des Eigentums muß auf Grund einer organischen Umwandlung erfolgen. Eine allgemeine gesetzliche Enteignung ist ganz unmöglich. Wie Herkules, sagt Proudhon, den Drachen nicht am Kopfe, sondern am Schwanze packte, so muß man das Kapital nicht in seinem Kern, sondern beim Zins und Profit fassen. Man würde das Eigentum fast auf null reduzieren, wenn man seine Auflagen, wie Rente, Zins usw., fortschreitend unterdrückte. Auf diese Art will Proudhon „das Eigentum mit Kleingewehrfeuer zugrunde richten, anstatt ihm durch eine Bartholomäusnacht gegen die Eigentümer neue Kraft zu verleihen". Sein Kampf richtet sich also nicht gegen die Person der Eigentümer, sondern gegen das Eigentum selbst. Mit seinem berühmten Schlagwort: „Eigentum ist Diebstahl", das übrigens auch schon vor ihm von Brissot und beiläufig auch von Diderot ausgesprochen worden ist, will er „kein Prinzip aufstellen, sondern nur einen Schluß ziehen". Das Privateigentum ist ihm die Beraubung des Schwachen durch den Starken; in der Gütergemeinschaft wird der Starke durch den Schwachen vergewaltigt.

Die Proudhonsche Eigentumstheorie ist keineswegs so neu und so revolutionär, wie man gewöhnlich annimmt. Denn das Eigentum ist nicht, wie es uns so leicht vorkommt, ein feststehender Begriff, sondern hat sich im Verlaufe der Zeit fortdauernd verändert und verwandelt. Die Ab-

schaffung der Sklaverei oder der Leibeigenschaft ist im Grunde Eigentumsberaubung im großen Stile, ebenso sind alle Arten von Einkommen- und Erbschaftssteuern Lasten für das Eigentum, die oftmals nicht nur dessen Höhe, sondern auch dessen innerstes Wesen verändern; auch die Rechte der Enteignung seitens des Staates und der Gemeinden beschränken zeitweilig das freie Verfügungsrecht. In reichen Ländern enteignet sich das Kapital selbst fortdauernd, wie wir gesehen haben, durch seine Konzentration und durch den fortwährenden Rückgang der Renten und Zinsen. Schon lange vor Proudhon waren auch deutsche Denker zu ganz ähnlichen Erwägungen gelangt: so finden wir z. B. sehr starke Anklänge an die Proudhonsche Eigentumslehre bei dem Philosophen J. G. Fichte in seinem 1800 herausgegebenen Werke: „Der geschloßne Handelsstaat." Fichte geht ebenfalls von dem Gedanken aus, daß das Eigentum nicht die ausschließliche Verfügungsmacht über eine Sache sei, sondern nur das ausschließende Recht, mit ihr eine bestimmte Tätigkeit vorzunehmen. Es gibt also im üblichen Sinne des Wortes kein Eigentum an Boden, sondern nur das Recht auf dessen Gebrauch. Auch das Gebrauchsrecht beruht auf einem Vertrage, durch welchen sich die Menschen gegenseitig zur Anerkennung ihrer Rechte verpflichten. Nur gegen die Erlangung seines eigenen Anteils tut der eine auf den Anteil aller übrigen Verzicht. Wer nichts ausschließend zu eigen bekommen hat, hat nach Fichte auch auf nichts Verzicht geleistet; er behält seinen Rechtsanspruch, alles allenthalben zu tun, was er will. Nicht nur der Grundbesitzer, sondern jeder Angehörige des Staates muß deshalb ein ausschließendes Eigentum haben, weil man sonst niemand verpflichten kann, das Recht der anderen anzuerkennen. Besitzt jemand keinen Grund und Boden, so hat ihm der Staat wenigstens die Gewähr zu leisten, daß er stets Arbeit und Absatz für seine Produkte finde, damit er dafür den ihm zukommenden Teil an den Gütern des Landes erhalten kann.

An der Hand dieser, der Proudhonschen verwandten Theorie gelangt freilich der deutsche Philosoph zu ganz anderen Folgerungen. Wenn Fichte dem Staate die Pflicht auferlegt, jedem seiner Bürger Grundeigentum oder an dessen Stelle Arbeit und Absatz zu verbürgen, so muß er seinen Idealstaat abschließen in derselben Weise, wie etwa die Familie abgeschlossen ist, und muß ihn zum unumschränkten Gebieter über seine Angehörigen erheben. Daher wird sein „geschlossener Handelsstaat" unter Aufrechterhaltung der individualistischen Produktion zum „ökonomischen Zwangs- und Polizeistaat". — Proudhon aber wird durch die Erkenntnis,

daß das Eigentum ein sich selbst widersprechender Begriff ist, zu dem Schlusse geführt, die wahre Form der Regierung beruhe auf der Herrschaftslosigkeit, auf der sog. Anarchie. Denn das Eigentum führt überall, sowohl im Besitze des einzelnen wie in der kommunistischen Wirtschaft, zum Despotismus. „Anarchie" aber ist die Beseitigung eines jeden Herrn, eines jeden Souveräns, ist jene Regierungsform, der wir uns immer mehr nähern müssen; nur die eingewurzelte Gewohnheit läßt uns diese Form des Zusammenlebens als Unordnung erscheinen. Der Staat hat nur darüber zu wachen, daß jedem sein Recht werde, nicht aber sich in die Meinungen und Bestrebungen seiner Bürger einzumischen; er übe nicht Herrschaft, sondern nur Aufsicht.

Auch diese politische Theorie des Anarchismus, als deren Vater in der Neuzeit allgemein Proudhon betrachtet wird, ist keineswegs neu[1]); zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch war sie auch bei deutschen Philosophen und Staatsmännern gang und gäbe. Erst die allerneueste Zeit hat uns wieder einen Rückfall in die Lehre von der Allmacht des Staates gebracht, bei den Vertretern der Regierungen sowohl als auch bei ihren Gegenfüßlern, den Sozialisten. Schon Wilhelm v. Humboldt (1767 bis 1835), einer der geistreichsten deutschen Gelehrten, von 1809—1819 preußischer Staatsminister, sagt in seinem 1792 verfaßten, erst im Jahre 1851 vollständig herausgegebenen Werke: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen":

„Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, sei's durch Übermacht und Gewalt oder Gewohnheit und Gesetz, ein bestimmtes Verhältnis anweist, so gibt es außerdem noch ein anderes, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges und oft wechselndes. Und dies letztere, das freie Wirken der Nation untereinander, ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sucht die Menschen in eine Gesellschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem, als ihrem Zwecke, untergeordnet und wird immer nur als ein notwendiges Mittel und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als notwendiges Übel gewählt." — In Übereinstimmung damit meint auch Fichte, daß die Tendenz aller Regierung ihrer Natur nach dahin gehe, sich selbst überflüssig zu machen.

Die Februarrevolution von 1848 schien Proudhon Gelegenheit zu

---

1) In Deutschland ist die Theorie beinahe gleichzeitig mit Proudhon, 1845, von dem unter dem Schriftstellernamen Max Stirner bekannten Bayreuther Philologen Kaspar Schmidt in seinem Buche „Der Einzige und sein Eigentum" (Leipzig, Reclam) entwickelt worden.

bieten, seine Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Er betrachtete diese Revolution von Anfang an als eine ausschließlich soziale. Ihre Vorgängerin von 1789 bedeutete für ihn die Sicherung des Eigentums des dritten Standes gegenüber den Expressungen der Feudalprivilegien; die gegenwärtige Revolution verlange eine Sicherstellung der Arbeit gegen die Mißbräuche des Eigentums, sie sei eine rein ökonomische Umwälzung bürgerlicher Natur, ihre Werkstatt sei das Kontor, der Haushalt, die Kasse.

Tatsächlich hat die Februarrevolution zu Anfang schon „das Recht auf Arbeit“ verlangt, das durch Louis Blanc, den Hauptvertreter der sozialistischen Fraktion innerhalb der provisorischen Regierung, noch Ende Februar 1848 leichthin zugesichert worden war. Um diese Zusage zu erfüllen, errichteten seine urteilslosen Anhänger, nach dem Vorbilde einer zur Zeit der ersten Revolution getroffenen Einrichtung, die sog. Nationalwerkstätten, die aber aus Mangel an jeder Arbeitsorganisation bald zu einer reinen Unterstützungsanstalt für die schlimmsten Volkselemente wurden, gleich den Spenden der Römer an die proletarischen Massen. Das Recht auf Arbeit blieb eine Versprechung, deren Nichterfüllung eine starke Mitschuld trägt an den späteren Greueln der Junischlacht und an den Ausschreitungen der darauf folgenden Reaktion. Proudhon wendet sich in glänzend geschriebenen Leitartikeln seines „Représentant du peuple“ gegen diese Unfähigkeit der Sozialisten. „Ihr wußtet nicht,“ so ruft er ihnen zu, „wie ihr das Kapital fassen solltet, ihr standet davor wie eine nach Blut dürstende Meute vor einem Stachelschwein!“

Die sozialistischen Lehren sind, nach der Meinung Proudhons, nicht imstande, dem Volke zu helfen; denn sie setzen voraus: erzieherische Vorbereitung der Menschen, angesammelte Kapitalien und eine richtig geordnete Zirkulation. Der Kommunismus nimmt das Endziel der Gemeinschaft für den Anfang; er setzt die Brüderlichkeit der Gesinnung voraus, die doch erst als Frucht der Gesellschaft aus der Versöhnung der Interessen hervorgeht. Die Organisation der Arbeit durch die Regierung ist ein Unding: man muß der Arbeit aufhelfen, den Kredit beleben, die Zirkulation befördern, das Geld entbehrlich machen. Die Arbeit organisieren, heißt der Freiheit die Augen ausstechen. Die Arbeit verlangt individuelle Freiheit, und die Regierung ist nur dazu da, um die Freiheit zu schützen, nicht um sie zu maßregeln und einzuschränken.

Es sind Lawsche Gedanken, die wir bei Proudhon wiederfinden, wenn er von Geld und Kredit spricht. Gold ist in unserer Wirtschaftsordnung der einzige Gebieter, das Prinzip der Produktion, der Nerv des Handels,

der Stoff des Kredites, der König der Arbeit. Dessen Herrschaft muß beseitigt werden, denn sie fesselt Kredit und Arbeit, hemmt die Zirkulation, macht die Menschen mißtrauisch und hält sie in gegenseitiger Sklaverei. Das große Prinzip der wirtschaftlichen Ordnung ist nicht das Geld, sondern die Gegenseitigkeit, die auf dem freien Widerstreit der Fähigkeiten, Temperamente, Leidenschaften, Meinungen und Interessen beruht. Der Grundsatz der Gegenseitigkeit ist ja schon in der Vorschrift enthalten: „Tue jedem anderen, was du willst, daß man dir tun soll!" Die politische Ökonomie setzt die religiös-sittliche Lehre in die Formel um: „Arbeitsprodukte dürfen nur gegen Arbeitsprodukte ausgetauscht werden." Was uns fehlt, das ist Gerechtigkeit im Tauschverkehr; es darf im Haushalt der Gesellschaft keinen anderen Gewinn geben als den auf der Gegenseitigkeit der Arbeit beruhenden. Die Arbeiter irren, wenn sie im Geiste des Kapitalismus nach hohen Löhnen verlangen: sie müssen vielmehr nach billigen Preisen streben.

Der Kredit muß organisiert werden. Unter dem monarchischen System des Geldes heißt kreditieren: darleihen; unter der republikanischen Herrschaft der allgemeinen Wohlfeilheit heißt kreditieren: tauschen. Alles seitherige Papiergeld beruht in letzter Linie auf dem Golde: man muß künftig der Banknote nicht Gold oder Grundstücke, sondern Arbeitsprodukte als Unterlage geben. Das Gold ist bisher Ware und Tauschmittel gleichzeitig, es soll in beiden Hinsichten unangetastet bleiben, aber dabei das wahrhaft königliche Privilegium verlieren, als das einzige Tauschmittel zu gelten. Sobald gleiches Recht auch für alle übrigen Arbeitsprodukte errungen wird, ist in Wahrheit der Staat des gerechten Austausches gegründet. „Wir leben von etwas Größerem als vom Eigentum, wir leben von der Zirkulation: der Umlauf der Produkte ist die Blutzirkulation des sozialen Organismus. Im richtig organisierten Tausche ist das Eigentum aufgelöst, umgestaltet, verloren." Zum Beweise werden dabei die unmittelbaren wirtschaftlichen Folgen der Februarrevolution angeführt: „Wir machen im Jahre 1848 eine Revolution, stürzen eine Regierung und vertreiben eine Dynastie. Sofort stockt die Zirkulation, und die Hälfte der Eigentümer, besonders die großen, bleiben ohne Einkommen. Einem jeden sind die Hände gebunden, jedermann ist unfähig, sich selber zu helfen, jeder ist in Gefahr, Hungers zu sterben. Der große Haufen glaubt, daß es in diesem Augenblicke noch reiche Leute gebe. Täuschung! Es gibt Leute, die mehr oder weniger mit Kleidern, mit Wäsche, mit Möbeln und Lebensmitteln versehen sind; reiche Leute gibt

es nicht mehr! Und warum nicht? Weil das in der Zirkulation aufgehende Eigentum nicht mehr besteht, sobald die Zirkulation aufhört." Aus diesem Grunde will Proudhon gleichzeitig das Geld aus der Alleinherrschaft vertreiben, den Kredit umgestalten, das Eigentum in berechtigte Grenzen zurückführen und die Macht des Kapitals brechen. Denn nicht der Kapitalist ist der eigentliche Arbeitgeber, sondern der Konsument; das heißt, da alle Menschen zugleich als Produzenten und Konsumenten leben, so sind wir alle gegenseitig unsere eigenen Arbeitgeber. Die Organisation der Konsumenten einerseits, der Produzenten anderseits, unter Beseitigung der vielen hemmenden und verteuernden Zwischenglieder, ist die Voraussetzung eines geordneten Wirtschaftslebens.

Die praktische Erfüllung dieser Ansichten und Forderungen will nun Proudhon durch seine Tauschbank erreichen, die ein Staatsinstitut sein sollte, ähnlich etwa den großen staatlichen oder vom Staate überwachten Notenbanken. Der Staat aber hätte nur die Überwachung zu üben und keinerlei Gewinn aus dem Institute zu ziehen. Die Tauschbank wäre ein Waren- und Musterlager aller Produkte des ganzen Landes, ein Basar im großartigsten Maßstabe. Die Fabrikanten würden ihre Erzeugnisse dorthin bringen, die Konsumenten das ihnen Nötige dort suchen. Nach Proudhons Idee sollte die Preisbestimmung der Waren erfolgen auf Grund vollster Offenheit und Wahrheit, sollte die äußerste Wohlfeilheit des wirklichen Herstellungspreises zur Grundlage des Tausches werden. Denn alle Überteuerung ist ja immer nur ein gegenseitiger Betrug, bei dem der Anständigere meistens den kürzeren zieht. Die Tauschbank gewährt auf die bei ihr aufgestapelten Waren, deren Vorrat ja bald dem wirklichen Verbrauch angepaßt werden wird, zinsfreien Kredit in Gestalt von Wechseln oder Banknoten, die bei ihrer vollen Deckung durch vorsichtig abgeschätzte Warenvorräte das äußerste Maß der Sicherheit gewähren und daher gern als Zirkulationsmittel genommen werden, somit die Stelle des Metallgeldes und des darauf basierten Papiergeldes vertreten.

Proudhon und seine Vorschläge fanden bei den französischen Parlamentariern ein taubes Ohr: die Bürgerlichen fürchteten ihn, und die Sozialisten konnten ihn erst recht nicht leiden. Und doch ist sein Plan der Tauschbank zwar sicherlich nicht das von ihm vermutete soziale Universalmittel, aber doch keineswegs eine Utopie und würde bei tüchtiger Leitung wohl auch ausführbar sein. In der neuesten Zeit haben einzelne Sozialreformer, wie z. B. Michael Flürscheim, den Versuch gemacht, die Proudhonsche Idee der „Warenbank" im kleinen Kreise zu verwirklichen, in-

dessen ist dies wohl undurchführbar, weil der enge Kreis die Zirkulationsfähigkeit der Kreditwechsel oder Warennoten dieser kleinen Bank beeinträchtigen muß. Nur in großem Stile könnte ein derartiger Versuch, die nationale Produktion und Zirkulation zu solidarisieren, einen Erfolg haben.

Proudhon selbst schritt im November 1848 zur Begründung eines ähnlichen privaten Institutes, dem er den Namen „Volksbank" geben wollte. Die Bank sollte das Eigentum aller Bürger sein, nur zum Vorteil ihrer Kunden Tausch und Kredit vermitteln, aber dafür weder Provision noch Zinsen beanspruchen, sondern nur eine geringe Vergütung für ihre Arbeitsleistung und ihre Unkosten. Verbindungen der Konsumenten einerseits und der Produzenten anderseits sollten der Bank zur Seite stehen. Schon hatten sich etwa 20000 Teilnehmer gemeldet, als durch die inzwischen ans Ruder gelangte reaktionäre Herrschaft des Präsidenten Napoleon dem öffentlichen Wirken Proudhons ein Ende gemacht wurde. Die Gründung der Volksbank mußte unterbleiben. Später schlug Proudhon in einer Denkschrift vor, den Palast der Pariser Weltausstellung von 1855 zu einer dauernden Ausstellung zu benützen, durch welche der gesamte Handelsverkehr Frankreichs im Sinne der Tauschbank einen ständigen Mittelpunkt erhielte.

Große Hoffnungen setzte Proudhon auf das damals beginnende Eisenbahnwesen; wie Friedrich List, so hatte auch er sofort den weiten Blick für die volkswirtschaftliche Bedeutung des neuen Verkehrsmittels. Er sah in den Eisenbahnen eine Möglichkeit, die Kosten jeder Produktion erheblich zu verringern, Hunderte Millionen an der inneren Zirkulation der Waren zu ersparen und die nationale Arbeit von jedem Bedürfnisse eines künstlichen Schutzes unabhängig zu machen. „Wir könnten dann ohne Bedenken Freihändler werden, Cobden hätte endlich recht und List nicht unrecht!" Leider sind Proudhons Hoffnungen nach dieser Richtung bis jetzt nirgends in Erfüllung gegangen; auch das Eisenbahnwesen, im privaten wie im Staatsbesitz, ist bisher noch überall ein besonderer kapitalistischer Erwerbszweig, bei den Aktiengesellschaften von dem Streben nach Gewinn getragen, bei den Staaten durch vorwiegend fiskalische Interessen.

Das für das praktische Leben Wertvollste an den Theorien Proudhons ist sicher der Hinweis auf die ungeheure Verschwendung, welche in der Verteilung der Produkte stattfindet. Während wir mit Hilfe der Technik und der Arbeitsteilung die Produktion des einzelnen auf das Hundertfache gesteigert, während wir im Verkehrswesen die höchste Kon-

zentration ausgebildet haben, befinden wir uns in bezug auf eine vernünftige Verteilung der Produkte noch auf dem alten Standpunkte. Während die Straßen der Großstädte von einer einzigen Stelle aus mit Licht und Wasser versorgt werden, stehen die Verkaufsläden in einem planlosen Durcheinander. Denn die ungesunde Ausbildung des Zwischenhandels macht den Erwerb unsicher, schmälert dem Produzenten den Nutzen, verteuert und verschlechtert zugleich dem Konsumenten die Waren. Die Zersplitterung vermindert die Umsätze der einzelnen Geschäfte und nimmt ihnen die Übersicht; die Bekämpfung der Konkurrenz zwingt die Handelsleute zu einem durchaus unwirtschaftlichen Wettlauf in den Ausgaben für Miete, Reklame, Ausstattung der Läden, Personal, Reisekosten usw. Alle diese an sich unproduktiven Auslagen müssen auf den Preis der Waren geschlagen werden, bei denen, wenn die Verteuerung zu groß wird, die Verschlechterung nachhelfen muß. Auch die Verzinsung der großen Lager und deren Verlustgefahr muß von den Käufern getragen werden. Die Wegnahme aller Parterrelokale für Verkaufszwecke in unseren Städten verteuert die Mietpreise, steigert den Wert von Grund und Boden und trägt dadurch zur Vermehrung der Wohnungsnot bei.

Aus angestellten Berechnungen ergibt sich, daß unser ganzer Verbrauch durch den *Zwischenhandel* mit einem durchschnittlichen Aufschlage von 50% belastet ist. Danach würden bei einem auf 10000 Millionen Mark veranschlagten Gesamt-Jahresverbrauche in Deutschland etwa 3400 Millionen Mark auf die Kosten der Verteilung entfallen. (Der französische Nationalökonom Michel Chevalier hat schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Belastung Frankreichs durch den Zwischenhandel auf 4000 Millionen Franken geschätzt.) Demgegenüber betrug nach unserer Berechnung die Belastung des Gesamtkonsums durch den *Unternehmergewinn* in regulären Zeiten kaum mehr als 500 Millionen Mark jährlich. Wir sehen daraus, daß die Last, welche der Zwischenhandel dem Konsum und der Arbeit auferlegt, ungleich schwerer ins Gewicht fällt als der Unternehmergewinn. Die gewaltigen *unnötigen Warenvorräte* sind mindestens auf 600 bis 700 Millionen Mark zu veranschlagen, eine Summe, die den, in normalen Zeiten, ungedeckten Banknotenumlauf unserer deutschen Notenbanken weit überschreitet.

Der *Großhandel* ist bereits weiter fortgeschritten: dort werden allmählich die mit großen Warenmagazinen arbeitenden Händler durch Agenten und Kommissionäre verdrängt, die ohne eigene Vorräte, welche nur Zinsen kosten und Verluste bringen, ohne Miete von teuren Lokalen

und ohne kostspieliges Personal imstande sind, zu viel günstigeren Bedingungen den Verkehr zwischen Industrie und Kleinhandel, zwischen Ausland und Inland zu vermitteln.

Die Zwecke des Kleinhandels werden neuerdings immer mehr durch die großen Warenhäuser übernommen, welche uns in ihrer äußeren Erscheinung wohl ein Bild des Zwischenhandels der Zukunft zu geben vermögen. An und für sich aber ändern sie vorerst nichts, weil ihre Unternehmer nur nach dem möglichst hohen eigenen Nutzen streben und darüber hinaus für den Vorteil des Konsumenten kein Interesse haben. Deshalb arbeiten auch die meisten dieser Großgeschäfte auf dem allgemeinen verschwenderischen Wege fort: durch üppig eingerichtete Verkaufslokale und besonders durch Reklame suchen sie die kleinen zu überflügeln, stehen aber gerade dadurch selbst wieder ungeheuren Unkosten gegenüber, die der wirklichen Verbilligung der Waren entgegenwirken.

Die großen Warenhäuser der Zukunft dürfen nicht das Eigentum einzelner sein, nicht auf kapitalistischer Grundlage ruhen, sondern sie müssen sich auf der Genossenschaft der Konsumenten aufbauen. Dadurch wird in der Vereinigung mit vielen der einzelne Konsument selbst zum Großkaufmann, er wird unter Überwindung der Zwischenglieder in den Stand gesetzt, seine Waren aus erster Hand zu beziehen. Die Genossenschaft aber hat den großen Vorsprung vor jeder Konkurrenz dadurch, daß sie den Bedarf des geschlossenen Kundenkreises ihrer Mitglieder überschauen und deshalb vor der Vergeudung durch übermäßige Warenlager vollständig bewahrt bleiben kann. Auf diese Weise braucht sie auch ein viel geringeres Kapital, da der ganze Verkehr notwendig auf der Barzahlung beruht. Die genossenschaftliche Organisation des Konsums wird so ein volkswirtschaftlich äußerst wichtiges Mittel für die Übersicht des Verbrauches, auf welchen sich alsdann die Produktion einzurichten hat. Auf diesem Felde regelnd und erzieherisch einzugreifen, die unnützen Vorräte zu beseitigen und den Verbrauch durch Billigkeit und Güte der Waren zu steigern, das ist die weit über den Vorteil des einzelnen hinausgehende Aufgabe der Konsumgenossenschaft. Am weitesten ist die Organisation des Konsums immer noch in England fortgeschritten: dort gab es im Jahre 1914 allein 1400 Arbeiterkonsumvereine mit über 3,5 Millionen Mitgliedern, einem Jahresumsatz von 2950 und einem Nettogewinn von rund 310 Millionen Mark. Auf dem europäischen Kontinent schreitet das Genossenschaftswesen seit Beginn des 20. Jahrhunderts nicht weniger rüstig voran. In Deutschland, wo es sich anfänglich auf Grund der rührigen Tätigkeit

von Schulze-Delitzsch vorwiegend auf dem Gebiete des Bankwesens entwickelt hatte, ist seitdem ebenfalls eine großzügige Konsumvereinsbewegung entstanden. Die Führer der Arbeiterschaft, lange Zeit ausschließlich nach der politischen Tätigkeit gewendet, standen bisher der genossenschaftlichen Bewegung als einem vermeintlich nebensächlichen und zwecklosen Hilfsmittel sozialer Besserung teilnahmslos und ablehnend gegenüber. Seit zwei Jahrzehnten hat sich erfreulicherweise diese Stellung mancherorts geändert: einsichtige Parteiführer haben sich von der Bedeutung der Konsumvereine überzeugt und sind praktisch in dieser Richtung vorgegangen. So hat der Konsumverein in Leipzig-Plagwitz im Jahre 1915 bei zirka 62 200 Mitgliedern in 96 Läden über 25 Millionen Mark umgesetzt; er besitzt zwei warenhausartige Lager, hauptsächlich für den Verkauf von Manufakturwaren, Kleidern und Wäsche, eine großartige Bäckerei mit eigener Mühle, eine bedeutende Schlächterei usw.; in seinen Läden, Magazinen usw. beschäftigte er über 1000 meist weibliche Personen, in seinen Produktionsbetrieben 550 Arbeiter; sein Reingewinn betrug 2,2 Millionen Mark. Die Entwicklung der Hamburger „Produktion" steht einzig da in der Geschichte der Genossenschaftsbewegung: in nur 15 Jahren ist die Mitgliederzahl auf 85 000, der Umsatz auf über 31 Millionen in 204 Verkaufsstellen gestiegen. Diese Genossenschaft ist dadurch bemerkenswert, daß sie die Rückvergütung an ihre Mitglieder sehr niedrig hält (höchstens bisher 5 %) und dadurch ihr eigenes Kapital verstärkt. Die „Produktion" betreibt Bäckerei, Schlächterei, Tischlerei, Dampfwäscherei usw.; für ihre Mitglieder an ihrem Hauptsitz in der Stadt wie in verschiedenen Vorstädten hat sie bereits auch großartige Wohnungsanlagen erstellt. Sie ist sogar zur landwirtschaftlichen Produktion übergegangen und bewirtschaftet seit 5 Jahren in eigener Regie das mecklenburgische Rittergut Schwanheide. In ihrem Dienst standen 1915 über 1300 Angestellte, davon fast 400 in Produktionsbetrieben. Der Wert des von der Genossenschaft erworbenen Grundbesitzes betrug nahezu 9 Millionen Mark. Für Volksbildungs- und gemeinnützige Zwecke verausgabte die „Produktion" 75 600 Mark.

Trotz des Krieges hat sich das deutsche Konsumvereinswesen kräftig weiter entwickelt. An Zahl der Genossenschaften (2400 Konsumvereine in 1915) hat es das britische weit überflügelt, an Zahl der Mitglieder (2 600 000) nähert es sich diesem, dagegen steht es noch hinsichtlich des Umsatzes (742 Millionen Mark) und der Betriebsmittel (50 Millionen Mark Anteile und 39 Millionen Mark Reserven) erheblich dahinter zurück.

Viel zu dieser Entwicklung hat die Großeinkaufsgesellschaft in Hamburg beigetragen, deren Umsatz von 1895—1915 sich von $1/2$ Million Mark auf 153 Millionen Mark gehoben hat, ferner die rührige Propaganda und Organisationstätigkeit des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. — In der Schweiz hat der Allgemeine Konsumverein in Basel im Jahre 1916 28 Millionen Franken umgesetzt. Er hat eine eigene Bäckerei, die über 2,5 Millionen Franken jährlich produziert, eine Schlächterei mit einem Umsatze von $5^3/_4$ Millionen Franken, ein Brennmaterialiengeschäft u. dgl. m. Er verteilte im Jahre 1916 seinen 36000 Mitgliedern eine Rückvergütung von $7^1/_2$% auf die Gesamtsumme ihrer Einkäufe.

Die Versuche, Produktivgenossenschaften zu gründen, sind auf dem Kontinent bisher fast ausnahmslos gescheitert, weil die für die Leitung geeigneten Kräfte noch fehlen, und weil sie daher der kapitalistischen Konkurrenz nicht standhalten konnten. Dieser gegenüber kann die Produktivgenossenschaft nur dann einen Vorsprung gewinnen, wenn sie sich auf der Konsumgenossenschaft aufbaut, wenn sie imstande ist, durchaus auf Grund eines übersehbaren und gesicherten Verbrauchs zu produzieren. — Das gleiche trifft auf die Rohstoffgenossenschaft zu; sie bildet ein Mittelglied zwischen der Konsum- und der Produktivgenossenschaft und setzt den kleineren Gewerbsmann in die Lage, beim Einkauf seiner Rohstoffe die größtmöglichen Vorteile zu erzielen.

Auch auf diesem Gebiete ist uns England noch voraus: die englischen und schottischen Produktivgenossenschaften, die sich bereits mit der Fabrikation von Mehl, Biskuit, Seife, Schuhen, Wollgarn usw. befassen, erzielten 1913 einen Umsatz von 280 Millionen Mark mit einem Gewinn von 10,5 Millionen Mark und beschäftigten 34500 Arbeiter. Die Kollektivbäckereien in Belgien, die meist rein sozialistische Parteiunternehmungen sind, erzeugen jährlich für $2^1/_2$ Millionen Franken Brot.

Einen erfreulichen Aufschwung nehmen neuerdings auch die Großeinkaufsverbände der Genossenschaften. Die beiden englischen Verbände in Manchester und Glasgow lieferten ihren Genossenschaften im Jahre 1916 für 1400 Millionen Mark Waren mit einem Überschuß von 40 Millionen Mark, ihre Selbstproduktion betrug dabei 420 Millionen Mark bei 30000 Angestellten. Die 12 kontinentalen Großeinkaufsverbände setzten 1916 zusammen 700 Millionen Mark um (gegen nur 34 Millionen Mark im Jahre 1901 und 72 Millionen Mark in 1904). Die Erkenntnis wächst allenthalben, daß die Genossenschaften weit weniger die Aufgabe haben, „Gewinne zu verteilen", als vielmehr die, Güter-

verbrauch und Gütererzeugung zu regeln und unter die Kontrolle der wirtschaftenden Völker zu bringen.

Auf dem eigentlichen Felde der Produktion, dem der Großindustrie, bilden sich seit geraumer Zeit ebenfalls Vereinigungen zum Zwecke einer geregelten Erzeugung: die modernen Ringe, Kartelle und Trusts. Diese Verbände sind an sich Ansätze zu einer Überwindung der Planlosigkeit der Produktion und zu einer Verbesserung des Verteilungswesens. Aber sie können vorerst ihren höheren Zweck im Interesse der Gesamtwirtschaft nicht oder nur sehr selten erfüllen, weil sie meist ausschließlich vom Standpunkte des Unternehmertums aus geleitet werden und daher auf die Interessen des Konsumenten keine Rücksicht nehmen. Wenn sie Preise festsetzen, einheitliche Verkaufsbedingungen einführen, gemeinsame Verkaufsbureaus errichten und die Produktion regulieren, so geschieht dies fast durchwegs nur in der Absicht eines eigenen höheren Gewinnes.[1]) Ja, wir haben sogar oftmals Kartelle gesehen, wie z. B. das deutsche Schienenkartell, die den Überschuß ihrer Produktion nach dem Auslande viel billiger verkauften, um im Inlande mit Hilfe der Schutzzölle höhere Preise zu erzielen. Dieses Beispiel findet neuerdings, begünstigt durch den Schutzzoll, immer mehr Nachahmung: so hat z. B. das Syndikat der deutschen Drahtfabrikanten im Jahre 1900 dem Inlande fast den doppelten Preis abgenommen wie dem Auslande (250 M. pro Tonne gegen 140 M.).[2]) — Immer großartiger gestaltet sich diese Konzentration in Amerika, wo z. B. der Stahltrust ein Kapital von über 5000 Millionen Mark unter einer Leitung vereinigt hat. Diese Riesenverbände werden wohl an ihrer egoistischen Tendenz wieder zugrunde gehen, aber sie sind Wegweiser für die Vereinigung und Versöhnung der Interessen.

Durch eine bessere Organisation der Konsumenten und Produzenten würde ohne Zweifel ein ansehnlicher Teil des unberechtigten Kapitalprofits zugunsten der Konsumenten, also in letzter Linie zugunsten aller, aus der Welt geschafft werden, nämlich die übermäßigen Aufschläge durch einen unzeitgemäßen Zwischenhandel. Dadurch würden allmählich

1) So hat das Petroleummonopol der amerikanischen „Standard Oil Co." zwar den Zwischenhandelsgewinn auf etwa 20% herabgedrückt, aber nur zugunsten der Produzenten und ihrer europäischen Filialgeschäfte, welche Dividenden bis zu 40 % verteilen.

2) Diese Preispolitik findet ihre Begründung in dem Umstande, daß bei der modernen Großindustrie mit der Vermehrung der Produktion die Erstellungskosten prozentual sinken; Widersinn ist nur, wenn dieser Vorteil dem Auslande auf Kosten des Inlandes zugute kommt.

große Geldkapitale frei werden, und eine Ermäßigung des Zinsfußes würde die Folge sein. Daß aber durch eine solche Reform der Zins und die Rente gänzlich beseitigt würden, wie Proudhon glaubt, ist nicht anzunehmen. Es gibt eben keine Universalmittel für die Krankheiten des vielgestaltigen wirtschaftlichen Organismus.

Der streng konsequente Sozialismus hält der Theorie Proudhons entgegen, daß mit der Überführung sämtlicher Produktionsmittel in gesellschaftlichen Besitz die Verteilungsfrage von selbst geregelt sein würde. Dies ist gewiß in der Theorie nicht zu bestreiten; aber im praktischen Leben sollte man doch notwendige Verbesserungen in der Gegenwart niemals darum unterlassen, weil sie sich in einem angestrebten, zukünftigen Zustande von selbst ergeben würden.

Die Wirksamkeit von Karl Marx gehört der modernen Arbeiterbewegung an, an deren Grenze unsere Darlegungen haltmachen, weil die Arbeiterbewegung nur als ein Ganzes dargelegt werden kann. Doch kann man unmöglich von Proudhon reden, ohne seiner Beziehungen zu dem Manne zu gedenken, der eben dieser Bewegung die Richtung gegeben hat. Das Auftreten beider Männer ist merkwürdigerweise ein beinahe gleichzeitiges. Karl Marx hatte anfangs den Sturmlauf Proudhons gegen das Eigentum mit Wärme begrüßt, aber schon nach wenigen Jahren änderte sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden. Auf das 1846 erschienene Hauptwerk Proudhons „Contradictions Economiques ou Philosophie de la Misère" antwortete Marx mit der scharfen Satire „La Misère de la Philosophie". Der Gegensatz erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß Marx damals in seiner revolutionären Anfangsperiode stand, die 2 Jahre später im „Kommunistischen Manifest" ihren Höhepunkt finden sollte: da mußten ihm die philosophisch-reformatorischen Gedanken seines Gesinnungsgenossen freilich in tiefster Seele zuwider sein. Der Bruch der beiden Männer aber blieb fürs Leben. Die Verschiedenheit ihrer Auffassungen verschärft sich noch dadurch, daß Marx hauptsächlich von der Betrachtung der großindustriellen englischen Verhältnisse und derjenigen des damaligen englischen Proletariats ausging, in deren Mitte er stand. Die englische Chartistenbewegung der 40er Jahre konnte, in Verbindung mit dem gesteigerten Elend der Arbeiterklasse, wohl dem Gedanken Raum geben, daß nur auf dem Wege der Revolution eine Besserung zu schaffen sei. Proudhon aber ist das Kind der französischen sozialen Bewegung, die von ganz anderen Elementen getragen ward. Die Träger der Pariser Februarrevolution sind in ihrer überwiegenden Mehrheit gar keine Prole-

tarier, sondern, gemäß dem ganzen Charakter der Pariser Industrie, gewerbliche Arbeiter, die auf einem viel höheren Bildungsniveau stehen und zuweilen über die tiefsten sozialen Probleme reife Gedanken aussprechen. Auf dem praktischen Felde der Assoziation haben sie bereits eine hohe Stufe erreicht, wie wir z. B. in den Statuten der sämtlichen Pariser Arbeiterassoziationen von 1848, die mehr als 50000 Mitglieder umfassen, den Grundsatz der Ansammlung eines stehenden „ewigen" Kapitals finden, dem meistens der sechste oder siebente Teil des ganzen Jahresgewinnes zugewiesen wird; dieses Eigentum der Gesamtheit darf niemals wieder verteilt werden und fällt sogar im Falle der Auflösung einer Assoziation einer ähnlichen Vereinigung zu. Alle diese hoffnungsvollen Keime hat die napoleonische Reaktion zertreten. Einem Denker wie Proudhon aber konnten sie wohl den Mut verleihen, zu einer Lösung der sozialen Frage auf dem Wege der freien Vereinigung voranzugehen, an deren Möglichkeit Karl Marx angesichts der damaligen Entwicklung der Produktionskräfte und der damaligen Lage des englischen Proletariats verzweifeln mußte. Marx ist der deutsche streng wissenschaftliche Denker, der das private Kapital zugunsten des kollektiven beseitigen will, Proudhon der französische begeisterte Menschenfreund, der sich vermißt, „zwischen Privateigentum und Gemeinwirtschaft eine neue Welt aufzubauen".

Das letzte Ziel ist im Grunde beiden gemeinsam: soziale Einrichtung der Produktion unter Beseitigung ausbeuterischer Einzelinteressen, mit alleiniger Rücksicht auf den höchsten Vorteil der Gesellschaft. Denn auch Proudhon kennzeichnet sich besonders dadurch als konsequenter Sozialist, daß er in der Verschiedenheit der Menschen nicht den Grund verschiedener Entlohnung ihrer Arbeit sieht und für alle den gleichen Lohn verlangt. — Nur der Weg ist verschieden: Marx will, daß durch die Überführung der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft die Verteilung sich von selbst regelt; Proudhon will durch die Organisation von Konsumtion und Produktion in freien Vereinigungen die Arbeit vom Tribute an das Kapital befreien und so ebenfalls den idealen Zustand einer rein für die Interessen der Gesellschaft eingerichteten Produktion erreichen. Im Grunde können beide Richtungen nebeneinander hergehen und sich gegenseitig ergänzen; während die Menschen durch das Streben nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel in einander bekämpfende Klassen gespalten werden, führt sie die Organisation des Konsums, die ja alle berührt, zu einer gemeinsamen Tätigkeit wieder zusammen.

In einem wichtigen Grundsatze stimmen schließlich Marx und Proudhon

überein: beide sind sie durchdrungen von der Überzeugung, daß nicht auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung, sondern nur auf dem der organischen Umbildung ein wirklicher und dauernder Fortschritt der wirtschaftlichen Zustände zu erreichen ist.

Literatur.

Proudhon, P. J., Qu'est ce que la propriété? Recherches sur le principe du droit et du gouvernement. Besançon 1840.
Proudhon, P. J., Système des contradictions économiques ou Philosophie de la Misère. Paris 1846. Deutsch von W. Jordan. Leipzig 1847.
Marx, K., Misère de la Philosophie. Réponse à la Philosophie de la Misère de M. Proudhon. Brüssel 1847. Deutsch von Bernstein und Kautsky. 3. Aufl. Stuttgart 1895.
Saint-Beuve, Ch. Aug., P. J. Proudhon, sa vie et sa correspondance 1838—1848. Paris 1872.
Diehl, K., P. J. Proudhon, seine Lehre und sein Leben. Jena 1888/96.
Desjardins, Arth., P. J. Proudhon, sa vie, ses œuvres, ses doctrines. Paris 1896.
Mülberger, A., P. J. Proudhon, Leben und Werke. Stuttgart 1899.
Bourgin, H., Proudhon. Paris 1901.
Muckle, F., Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. II. Bd. 2. Aufl. (Aus Natur u. Geistesw. Bd. 270.) Leipzig 1909.
Goehre, Die deutschen Arbeiterkonsumvereine. 4. Aufl. Berlin 1910.
Staudinger, F., Einigkeit i. d. Konsumgenossenschaften. Genossenschaftl. Kultur Bd. 7. Eßlingen 1915.

Zehntes Kapitel.

Rückblick und Ausblick.

Als vor mehr als zwei Jahrzehnten dieses Büchlein zum ersten Male in die Welt ging, stand Deutschland auf der Höhe seiner wirtschaftlichen Entwicklung; aber außerhalb der Arbeiterkreise war die tiefe und tätige Teilnahme für soziale Fragen noch recht gering. Man stand bei uns, wie überall, noch im Banne der alten, rein „politischen" Anschauung, und beinahe nirgends erkannte man, wie sehr durch die Industrialisierung der Welt die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung verschoben worden waren.

Der Weltkrieg hat allenthalben den Massen das Bewußtsein ihrer physischen Übermacht gegeben und damit die in der Tiefe schlummernden Kräfte gleichsam vulkanisch ausgelöst. Unsere schließliche schwere Niederlage brachte neue tüchtige und selbstlose Kräfte ans Staatsruder, aber daneben wurden überall — infolge der entsittlichenden Wirkung der langen Kriegsdauer — rohe, selbstsüchtige Elemente entfesselt; durch den jähen Wandel der Gewalten wurden vielfach Schwärmer und Ideologen

auf den Plan gerufen, die sich vermessen, der Entwicklung der Jahrhunderte durch die Tat von Stunden und Tagen die Wege weisen zu können. Unter dem Drucke der allgemeinen Zerrüttung und Notlage gewinnen solche extremen Tendenzen immer weitere Verbreitung und immer größeren Anhang.

So verbreitete sich eine Umwandlung nicht nur über Deutschland, sondern über ganz Europa, wie sie in so kurzem Zeitraume wohl niemals dagewesen ist: Weltreiche wurden gestürzt und zersplittert, durch Jahrhunderte scheinbar gefestigte Dynastien verschwanden über Nacht, schlafende Völker erwachten, durch die Gärung in den unteren Schichten entsprang aus dem politischen Zusammenbruch — die soziale Revolution.

Und in dieser Revolution treten nunmehr alle Richtungen früherer gedanklicher Systeme tätig auf die Weltbühne: überall fordert der Sozialismus die Verwirklichung seiner Ideale, von Osten her droht das verführerische Gespenst des extremen Kommunismus mit seiner kulturgefährdenden Unduldsamkeit und Unterdrückung.

Um so mehr sollte uns eine Betrachtung der sozialen Strömungen in der Geschichte vor unheilvoller Überstürzung schützen und zu ruhiger Besonnenheit leiten.

Ein Rückblick auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts zeigt uns, daß die deutsche Industrie in seinem ersten Drittel etwa auf derselben Stufe stand wie die Englands zur Zeit von Adam Smith; die Organisation der Handels- und Zollpolitik Deutschlands kam derjenigen Frankreichs zur Zeit von Colbert kaum gleich. Die Entwicklung der Industrie war gehemmt, und der Ausbreitung des Handels stellten sich überall im Inneren des Landes die Zollschranken entgegen. Der 1834, hauptsächlich auch dank den Anregungen Friedrich Lists, gegründete Deutsche Zollverein bildete den Wendepunkt der wirtschaftlichen Befreiung und zugleich den Anfang der politischen Einigung des deutschen Volkes.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erhob sich Deutschland zu einem mächtigen Industriestaate, rasch vermehrte sich die Bevölkerung, große Reichtümer wurden erworben, der allgemeine Wohlstand stieg. Diese Umwandlung aber mußte notwendig eine Verschärfung der sozialen Frage mit sich bringen: bei der Gleichgültigkeit der damaligen, noch lediglich vom Prinzip der freien Konkurrenz beherrschten oberen Kreise und angesichts der aus vergangenen Zeiten überkommenen Mißstände (vergl. oben Seite 107) war die Entstehung einer selbständigen Arbeiterpartei eine natürliche Notwendigkeit. Nach

stürmischem Beginne erhob sich denn auch diese Bewegung, rasch aufsteigend, zu einer kaum je in der Geschichte dagewesenen Macht. Anfangs die Geister erschreckend, rief sie doch bald auch in den Kreisen des bisher schlummernden Bürgertums ernstere Aufmerksamkeit für die sozialen Fragen hervor und drängte die Regierungen, trotz allen Widerstrebens, auf den Weg der Sozialreform. Ihrer Agitation ist die Arbeiter-Schutz- und Versicherungsgesetzgebung zu verdanken, die vorbildlich geworden ist für die ganze zivilisierte Welt. Man fing an, sich mit der Ausgestaltung der Fabrikgesetze, insbesondere mit der Fabrikinspektion zu beschäftigen, wie mit der gesetzlichen Sicherung der vollen Koalitionsfreiheit der Arbeiter. Die Erfahrungen in den industriell am weitesten fortgeschrittenen Ländern hatten den unschätzbaren Wert solcher Ventile für die gebundene Kraft der Massen gezeigt; die ruhige Entwicklung in England und der Schweiz lehrte, daß die wahre Sozialreform nur da gedeihen kann, wo volle Freiheit waltet und wo die Betätigung aller Klassen gewährleistet ist. Denn nur unter dem Schutze der Freiheit und Unparteilichkeit kann das Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen sich normal entwickeln, kann durch die Selbsthilfe einer zur Solidarität herangebildeten Arbeiterschaft ein gesunder Ausgleich der streitenden wirtschaftlichen Kräfte erzielt werden. Unsere Erfahrungen seit Plato haben uns gelehrt, daß kein Staat blühen kann, in dem die Masse der Menschen gedrückt und unzufrieden ist.

Das 18. Jahrhundert hatte die Befreiung des Individuums vorbereitet: die Neuzeit fordert neue soziale Gliederung. Industrie und Technik haben wichtige Lebensgebiete, die früher der Einzeltätigkeit oblagen, zu Aufgaben der Gemeinsamkeit gemacht; der nützliche Zusammenschluß großer Industriezweige, wie auch die Erfahrung der Kriegswirtschaft haben gezeigt, daß durch Organisation Großes geleistet werden kann: so mußten notwendigerweise diejenigen Bestrebungen größere Kraft gewinnen, die darauf hinausgehen, diese Vorteile dem Privatkapital zu entziehen und ihren durch die Gemeinsamkeit erzielten Gewinn auch dem Gemeinwohl dienstbar zu machen. Im Gegensatze zu den in solchen Zeiten immer auftretenden umstürzlerischen Tendenzen haben einsichtige Führer auch der Sozialdemokratie jetzt erkannt, daß dieses hohe Ziel nur auf dem Wege einer besonnenen Evolution und unter Mitwirkung der bisher leitenden Kräfte zu erreichen ist.

Die Handelspolitik der meisten zivilisierten Länder, mit Ausnahme von England, bewegte sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts im

Gleise des „Schutzes der nationalen Arbeit". Man hat die Lehren von List befolgt, und die Erfahrung hatte gezeigt, daß die deutsche Industrie unter einem gemäßigten Schutzzollsystem zu hoher Blüte gelangt war. Die Frage bleibt unentschieden, ob dieser Aufschwung wirklich die Folge oder nur die Begleiterscheinung der veränderten Handelspolitik war: die französische Industrie z. B. hat sich unter der Anwendung derselben Schutzzollpolitik keineswegs gehoben. — Der Gegendruck der allgemeinen Schutzzollpolitik hatte sich unter der Führung von Josef Chamberlain sogar in England zu einer starken schutzzöllnerischen Bewegung ausgestaltet, die, in der Zusammenfassung des Weltreiches mit seinen Kolonien, mit den politischen Zielen des Imperialismus in Verbindung stand, und in deren feindseligem Auftreten gegenüber dem aufstrebenden deutschen Wettbewerb eine der wesentlichen Ursachen der Entfremdung zwischen den beiden Völkern und damit des Weltkrieges zu erblicken ist.

Eigenartige Verhältnisse, wie die geographische Lage und das Klima, der Zustand der proletarischen Bevölkerung und die Ausbildung des Arbeiterschutzes, lassen wohl zeitweilige oder dauernde Abweichungen von der Schulmeinung mit Bezug auf die Industriezölle als begründet erscheinen, niemals aber können sie eine Politik der Verteuerung notwendigster Lebensmittel, in der Gestalt von Brot- und Fleischzöllen, von städtischen Oktrois u. dgl., rechtfertigen, eine Besteuerung, in deren Verdammung Adam Smith und List übereinstimmen. Denn ein solches Besteuerungssystem ist und bleibt eine ungerechte Bedrückung der unteren Klassen, steht im Gegensatze zu der für einen Industriestaat einzig vernünftigen Politik und führt zur berechtigten Unzufriedenheit des Großteils der Bevölkerung.

Unser moderner Staat erblickte bisher in den Zöllen (wie z. B. auch in den Eisenbahnen, die in den letzten 25 Jahren fast alle in den Staatsbesitz übergegangen sind) nicht allein ein Mittel zur Hebung der nationalen Arbeit, vielmehr in erster Linie ein fiskalisches Hilfsmittel. In ihrem Streben nach neuen, so wenig als möglich fühlbaren Steuern begegneten sich die Finanzminister mit den Interessen einzelner politisch einflußreicher Klassen, der Großindustriellen und der Großgrundbesitzer, und die dabei erzielten Kompromisse schädigten die Mehrheit des Volkes und damit das Wohl der Gesellschaft. Die auf das Volksganze abzielende Organisation unseres nationalen Wirtschaftslebens im Kriege ist — bei allen ihren Irrtümern — ein sprechender Beweis dafür, was heutzutage in der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit und der Verteilung der Produkte geleistet werden kann.

So wird die künftige Geschichtschreibung unser Zeitalter das wohl der Industrie nennen. Ungeahnte Umwälzungen hatten sich vollzogen, die ganze Bevölkerung war sozusagen in Fluß geraten: vor 40 Jahren wohnten noch $^{2}/_{3}$ des deutschen Volkes auf dem Lande, heute etwa noch die Hälfte (in den Rheinlanden nur etwa 33%, in Sachsen 40%). Je rascher die nach den Städten ziehende Bevölkerung im nervösen Strome des Erwerbs- und Genußlebens sich verzehrt, desto notwendiger wird die Erhaltung gesunder ländlicher Volkselemente; wir haben alle Ursache, uns an die Auffassung der Physiokraten und diejenige Fouriers von dem materiellen und sittlichen Wert des Landlebens zu erinnern. Die vom Industrialismus zurückgedrängte Landwirtschaft, deren Leistung und Notwendigkeit sich in der jüngsten Zeit der schweren Not so glänzend bewährt haben, bedarf der höchsten Fürsorge; aber mit künstlichen Mitteln kann ihr nicht geholfen werden; durch intensive Bewirtschaftung (Assoziation, innere Kolonisation, Anwendung der Wissenschaft, besonders der Technik und der Chemie) muß und wird die Landwirtschaft auf jene Höhe gebracht werden, um auch neben der industriellen Entwicklung den heimischen Bedarf an Nahrungsmitteln decken zu können. Dabei sind die Bestrebungen nach einer verständigen Verteilung des übermäßigen Grundbesitzes zu mittleren und kleineren Bauerngütern, im Sinne einer besseren Bewirtschaftung durch genossenschaftlichen Gemeinbesitz, zu begrüßen und zu fördern.

Der unaufhaltsame Zug nach den großen Städten birgt bedeutende wirtschaftliche und sittliche Nachteile, die nur durch eine gesunde Volkspolitik der Gemeinden gemildert und beseitigt werden können. Dem Verkehr mit der nächsten Umgebung der Städte kommt die Fortbildung der Technik zu Hilfe: die Rolle der Dampfkraft, durch welche die ungeheure Konzentration der Industrie und des Verkehrs erreicht wurde, übernimmt jetzt die Elektrizität, die eine weitgehende Dezentralisation ermöglicht. Gelingt es, die neuen technischen Errungenschaften in modernem Geiste nutzbar zu machen, dann werden wohl eines Tages unsere großen Weltstädte sich über weite Länderstrecken ausdehnen, und es werden sich für alle Volksklassen die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens mit dem Reize eines ländlichen Wohnsitzes verbinden lassen.

Diesen Zielen zuzustreben, die ganze Nation in den großen wirtschaftlichen Fragen zu einem einheitlichen Wirken zu verbinden, die Vorzüge einer sozialisierten Ausgestaltung unseres Staatslebens mit der Wahrung der persönlichen Freiheit in wahrhaft demokratischem Geiste zu vereinen: das hat uns der Krieg gelehrt, das soll uns durch

die Revolution verwirklicht werden. Ohne sinnlose Zerstörung der gesellschaftlichen Grundmauern müssen wir das Morsche und Überlebte aus unserem Staatsbau bannen und ein neues Haus aufrichten, in dem die individuelle Freiheit auf dem Felsen der sozialen Gerechtigkeit ruht.

Ein so hohes Ziel aber kann nur dann erreicht werden, wenn alle Volkskreise sich wissend und wirkend in seinen Dienst stellen. Darum ist wohl dieses Büchlein — das Gedanken und Lehren der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft nutzbar machen will — heute aktueller als bei seinem ersten Erscheinen: so erklärt sich — weniger aus seinem bescheidenen Werte als aus dem Zuge der Zeit — seine gerade in der jüngsten Zeit so erfreulich wachsende Verbreitung. —

An dieser Weltwende gilt es, die materiellen Grundlagen menschlichen Zusammenlebens im Sinne eines höheren Menschentums neu zu gestalten und damit die bisher errungenen geistigen Kulturwerte in Wahrheit sicherzustellen.

Wenn irgendein Volk geeignet ist, diese Kulturstufe der Ausgleichung zu erreichen und zu behaupten, so ist es das deutsche Volk, das (vgl. S. 128) ja schon unter dem vergangenen System sozial Vorbildliches geleistet hat. Zeigen wir uns dieser hohen Aufgabe würdig, dann wird eines nicht allzufernen Tages unser Vaterland aus seiner schweren Niederlage verjüngt sich wieder erheben, wird Aufstieg und Segen daraus erblühen für uns und für die Menschheit.

Es gilt, eine neue Gesellschaft aufzubauen, in der alle „Klassen" verschwunden sind, in der jede tätige materielle und geistige Kraft ihre Anerkennung und darum auch ihre gerechte Stellung und Entlohnung findet, in der alle ihren billigen Anteil haben am Ertrage der gemeinsamen Arbeit, wie an den Gütern der Weisheit und Schönheit, die in Wissenschaft und Kunst unserem Zeitalter zur Verfügung stehen.

Wenn man, wie wir, eine auch nur flüchtige Wanderung durch die soziale Geschichte der Menschheit beendigt hat so bleibt als starker Eindruck bestehen: das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit aller Einrichtungen und Gedanken, die Erkenntnis der menschlichen Schwäche. In ewigem Wechsel wogt das Schicksal der Staaten und Völker auf und nieder, nichts ist von Dauer, nichts bleibt groß. „Der arme ägyptische Fellah" (sagt mit Recht Ferdinand Lassalle) „heizt heute den Herd seiner dürftigen Hütte mit den Mumien der Pharaonen, die die Pyramiden gebaut haben." — Und doch bleibt etwas in diesem Werden und Vergehen, das ist die Mensch-

heit, die Menge, das Volk: der Pharao ist vermodert und vergessen, aber der Fellah lebt.

Langsam und fast unmerklich, aber doch sicher und bestimmt, vollzieht sich in diesem Wechsel der Aufstieg. Seine entscheidenden Kennzeichen offenbaren sich nicht in den äußerlichen Fortschritten unseres Lebens, wenig selbst in Literatur und Kunst, nicht in den rasch abfallenden Blütenspitzen der wenigen, die oben stehen, sondern in der langsamen Hebung der Massen, im stetigen Steigen des allgemeinen Niveaus, in der Solidarität der Volksgenossen und der Völkergemeinschaft. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft sehen wir fallen, und mit dem Wachsen der gesellschaftlichen Arbeit gewinnt die Freiheit festere Grundlagen durch Verbesserung der Volkserziehung, durch Nutzbarmachung dessen, was die wenigen gewonnen und ersonnen, für das Schicksal der vielen, durch eine Verfeinerung des Begriffes der Gerechtigkeit, durch seine steigende Anwendung auf die internationalen Beziehungen und damit durch die endliche Überwindung des Krieges.

Doch jeder neue Fortschritt bringt neue Leiden. Erleuchtete Geister suchen deren Ursachen zu ergründen und die Not zu beseitigen. In der Kritik des Bestehenden erfolgreich, bleibt der Menschengeist immer unzureichend im Aufbau des Besseren. Denn in der Befreiung von einem bekannten Übel erwächst ein anderes, das nicht vorherzusehen war. Von neuem beginnt die Arbeit der Kritik.

Aber der Schatz der Erfahrung mehrt sich, immer zahlreicher wird wenigstens die Menge der erkannten Irrtümer. Ein Zustand der Vollkommenheit wäre Stillstand, im Streben nach Vollkommenheit liegt unser kräftigstes Lebenselement. Für dieses Streben bedürfen wir der tröstenden Sicherheit, daß es auch dann nicht vergeblich war, wenn wir seine Früchte nicht mehr selbst genießen können: wir kämpfen für die Enkel, wie die Väter für uns gekämpft.

Auch auf das wirtschaftliche Leben dürfen wir das schöne Wort Lessings anwenden:

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. – Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! – Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“



